

interculture journal

jahr 2023 jahrgang 22 ausgabe 38
Online-Zeitschrift für interkulturelle Studien

25 Neu-Lektüren
zur interkulturellen
Kommunikation

25 Jahre Hochschulverband
für interkulturelle Studien
e.V. (IKS)

Jubiläumsausgabe



herausgeber

christoph vatter (jena)
dominic busch (münchen)

wissenschaftlicher beirat

rüdiger ahrens (würzburg)
manfred bayer (danzig)
darla deardorff (durham)
ibrahima diange (dakar)
klaus p. hansen (passau)
jürgen henze (berlin)
bernd müller-jacquier (bayreuth)
alois moosmüller (münchen)
yaling pan (peking)

redaktion

mareike schütt

editing

mareike schütt

titelbild

kira dornoff
melissa dockendorf
finia winkler

kontakt

fachgebiet interkulturelle
wirtschaftskommunikation (iwk)
universität jena
ernst-abbe-platz 8
07743 jena
interculture-journal@uni-jena.de

issn

online: 2196-9485
print: 2196-3363

url

interculture-journal.com

open access

interculture journal steht als open
access publikation kostenfrei unter
interculture-journal.com zur
verfügung

*bibliografische information der deutschen
nationalbibliothek*

die deutsche nationalbibliothek
verzeichnet diese publikation in der
deutschen nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische daten sind
im internet über dnb.d-nb.de abrufbar.

copyright

interculture journal steht unter einer
creative commons attribution 3.0
license.

verlag

wissenschaftlicher verlag berlin.
wvberlin.com
druck: digitaler buchdruck sdl, berlin,
printed in germany

preis

printausgabe: EUR 22,-
abo: EUR 18,- pro heft
bezug / abonnement direkt über den
verlag: [https://www.wvberlin.com/pa-
ges/zeitschriften-im-wvb/interculture-
journal.php](https://www.wvberlin.com/pages/zeitschriften-im-wvb/interculture-journal.php)

inhalt *content*

Vorwort der Herausgeber
Editorial

Rezensionen
Reviews

- 6 **Christoph Vatter, Dominic Busch**
Vorwort der Herausgeber
- 10 **Stephanie Heitmann**
Ernst Cassirer (1942): *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur.*
- 12 **Milene Mendes de Oliveira**
John J. Gumpertz (1982): *Discourse Strategies.*
- 16 **Beatrix Krefß**
Jochen Rehbein (1985): *Interkulturelle Kommunikation.*
- 18 **Stephan Schlickau**
Konrad Ehlich / Jochen Rehbein (1986): *Muster und Institution – Untersuchungen zur schulischen Kommunikation.*
- 21 **Hans-Jürgen Lüsebrink**
Philippe D'Iribarne (1989): *La logique de l'honneur. Gestion des entreprises et traditions nationales* (dt. Ehre – Vertrag – Konsens. Unternehmensmanagement und Nationalkulturen.)
- 25 **Alois Moosmüller**
Edward T. Hall (1992): *An Anthropology of Everyday Life. An Autobiography.*
- 28 **Stefan Strohschneider**
John W. Berry / Ype H. Poortinga / Marshall H. Segall / Pierre R. Dasen (1992): *Cross-Cultural Psychology. Research and Applications.*
- 31 **Roman Lietz**
John W. Berry (1992): *Akkulturationsstrategien.*

inhalt content

- 36 Dominic Busch**
Tom Koole / Jan D. ten Thije (1994): *The Construction of Intercultural Discourse. Team Discussions of Educational Advisers.*
- 39 Volker Hinnenkamp**
Michael H. Agar (1994): *Language shock – Understanding the culture of conversation.*
- 44 Bettina Strewe**
Alexander Thomas (1996): *Psychologie interkulturellen Handelns.*
- 49 Tobias Ringeisen, Saskia Schubert**
Cookie White Stephan / Walter G. Stephan (1996): *Intergroup Relations.*
- 51 Yeliz Yildirim-Krannig**
Ulrich Beck (1997): *Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung.*
- 53 Christoph Vatter**
Michael Byram (1997): *Teaching and assessing intercultural communicative competence.*
- 57 Gundula Gwenn Hiller**
Stella Ting-Toomey (1999): *Communicating across Cultures.*
- 60 Julia Frisch**
Bernd Müller-Jacquier (2000): *Linguistic Awareness of Cultures. Grundlagen eines Trainingsmoduls.*
- 63 Jan-Christoph Marschelke**
Klaus Peter Hansen (2000): *Kultur und Kulturwissenschaft.*
Klaus Peter Hansen (2022): *Das Paradigma Kollektiv. Neue Einsichten in Vergesellschaftung und das Wesen des Sozialen.*

inhalt *content*

- 66 Kirsten Nazarkiewicz**
Georg Auernheimer (2002): *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität.*
- 70 Doris Fetscher**
Hans Jürgen Heringer (2004): *Interkulturelle Kommunikation.*
- 73 Christoph Barmeyer, Sina Grosskopf**
Für eine Multi-Paradigmen-Perspektive in der interkulturellen Managementforschung.
- 77 Fergal Lenehan**
Gerard Delanty (2009): *The Cosmopolitan Imagination: The Renewal of Critical Social Theory.*
- 81 Anna Meiser**
Catherine Walsh (2012): *Interculturalidad, crítica y (de)colonialidad – Ensayos desde Abya Yala* (dt. Interkulturalität, Kritik und (De)Kolonialität – Aufsätze aus Abya Yala).
- 84 Anke Weber**
Andreas Wimmer (2013): *Ethnic Boundary Making: Institutions, Power, Networks.*
- 86 Adelheid Iken**
Zeynep Aycan / Rabindra N Kanungo / Manuel Mendonca (2014): *Organizations and Management in Cross-Cultural Context.*
- 88 Emilian Franco**
Kathryn Sorrells (2020): *Intercultural Communication. Globalization and Social Justice.*

Vorwort

Christoph Vatter und Dominic Busch

25 Jahre IKS – Hochschulverband für interkulturelle Studien e.V. – das Jubiläum des Fachverbands für die interkulturelle Hochschullehre in den deutschsprachigen Ländern ist uns Anlass für eine Sonderausgabe des *Interculture Journal*, das aus dem IKS heraus gegründet wurde.

Die ersten Professuren und Studiengänge im Fachgebiet Interkulturelle Kommunikation entstanden im deutschsprachigen Raum ab den frühen 1990er Jahren. Aufgrund der Interdisziplinarität des Bereichs, der sich u.a. aus sprach-, literatur- und kulturwissenschaftlicher, pädagogischer, psychologischer, sozialwissenschaftlicher, kulturanthropologischer und philosophischer Perspektive konstituiert hat, gab es zunächst nur wenig Gelegenheiten zum gegenseitigen Austausch und zur gemeinsamen wissenschaftlichen Fundierung der verschiedenen Initiativen interkultureller Forschung. Die auf Initiative des Bayreuther Germanisten Alois Wierlacher, der vor allem für die interkulturelle Germanistik steht, ins Leben gerufene Akademie für interkulturelle Studien (AiS) bot den verschiedenen Vertreter:innen des noch jungen Fachgebiets eine Möglichkeit zur Vernetzung. Die AiS initiierte ab 2002 regelmäßige Treffen der „Arbeitsgemeinschaft von Hochschullehrenden in interkulturellen Studiengängen“, die zu einer verstärkten hochschulpolitischen Orientierung der Vereinigung führte, die mit einer Neufassung der Satzung und der Namensänderung der Akademie in Hochschulverband für interkulturelle Studien (IKS) ab 2009 dann auch in den Vereinsstatuten verankert wurde. Im gleichen Jahr fand auch die erste Jahrestagung des IKS in der Georg-von-Vollmar-Akademie in Kochel am See statt, die seitdem jährlicher Treffpunkt des IKS-Netzwerks ist. Maßgeblicher Impulsgeber des IKS war Jürgen Bolten, der an der Friedrich-Schiller-Universität Jena bereits 1992 das Fachgebiet Inter-

kulturelle Wirtschaftskommunikation gegründet hatte und bis zu seinem Tod im März 2023 Vorsitzender des IKS war.

Zu den zentralen Anliegen des IKS gehören Fragen der interkulturellen Hochschullehre, der Einbindung von online-Medien und der Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis, vor allem aber auch die wissenschaftliche Netzwerkbildung und der Disziplinen übergreifende fachliche Austausch. Die jährlichen Tagungen in Kochel etablierten sich so als Forum, das verschiedene Perspektiven auf interkulturelle Interaktion und kulturelle Diversität in produktiver Weise zusammenführt und damit zur Schärfung des Selbstverständnisses und zur kontinuierlichen Weiterentwicklung des noch jungen Fachgebiets Interkulturelle Kommunikation beiträgt.

Das *Interculture Journal* möchte das 25-jährige Jubiläum des IKS mit einem Heft feiern, das dieser Perspektivenvielfalt innerhalb des Verbandes Rechnung trägt. Die vorliegende Ausgabe wirft einen subjektiven Blick auf die interkulturelle Forschung im deutschsprachigen Raum – und auf das Werk von Wissenschaftler:innen, die diese inspirierten. In 25 Beiträgen beleuchten IKS-Mitglieder Schlüsselwerke der interkulturellen Kommunikationsforschung. Die Auswahl wurde dabei ganz den Autor:innen überlassen, so dass die Zusammenstellung bewusst subjektiv und von individuellen fachlichen Schwerpunkten, aber auch persönlichen Interessen der Beitragenden geprägt ist.

Diese Neu-Lektüren und Wiederentdeckungen umfassen ein breites zeitliches und thematisches Spektrum: von kulturphilosophischen Grundlagen wie Ernst Cassirers *Versuch über den Menschen* (1942) über „Klassiker“ der interkulturellen Kommunikationsforschung wie die Autobiographie von Edward T. Hall bis zu aktuellen Ansätzen der *Critical Intercultural Communication*. Neben der internationalen Forschungsliteratur finden sich auch eine Reihe von Büchern deutschsprachiger Autoren, die die Ent-

wicklung des Fachgebiets Interkulturelle Kommunikation maßgeblich mitbestimmt haben, darunter z. B. Werke des Regensburger Psychologen Alexander Thomas, des interkulturellen Pädagogen Georg Auernheimer oder der Sprachwissenschaftler Hans-Jürgen Heringer und Bernd Müller-Jacquier.

Dass eine derartige Sammlung keinen Anspruch auf Kohärenz und Vollständigkeit erheben kann, liegt auf der Hand. Dennoch sollen an dieser Stelle auf einige Leerstellen nicht unerwähnt bleiben – nicht zuletzt um interessierten Leser:innen Anhaltspunkte zu geben, um tiefere Einblicke in die Entwicklung der interkulturellen Lehre und Forschung an deutschen Hochschulen in den letzten 25 Jahren zu erlangen. Vor allem zwei Bereiche sind hier zu nennen:

Zum einen sind die aus der deutschen interkulturellen Hochschullandschaft heraus entstandenen einschlägigen Einführungs- und Grundlagenwerke interkultureller Kommunikation bedeutsam, die u.a. auch von IKS-Mitgliedern verfasst wurden und die verschiedenen Orientierungen des Fachgebiets widerspiegeln bzw. zum interdisziplinären Dialog einladen. Neben einigen Einführungen, die sich in erster Linie an Studierende richten und einen umfassenden Überblick bieten (z.B. Bolten 2007, 2018; Heringer 2017; Lüsebrink 2016), sind auch zwei Handbücher entstanden, die für unterschiedliche Schwerpunkte und Perspektiven interkultureller Forschung stehen (Straub et al. 2007; Thomas 2005). Eine Reihe von Sammelbänden versuchte außerdem, den verschiedenen Fachvertreter:innen an deutschen Hochschulen ein Forum zu geben, um ihre jeweiligen Sichtweisen auf interkulturelle Kommunikation und Interkulturalität darzulegen und so den Dialog innerhalb des Fachgebiets zu fördern (z.B. Lüsebrink 2004; Moosmüller 2007, 2020).

Zum anderen zeichnet sich die interkulturelle Kommunikationsforschung im deutschsprachigen Raum durch eine Reihe von Publikationen aus, die die

interkulturelle Hochschullehre selbst zum Thema machen und verschiedene Erfahrungen und Ansätze zur Vermittlung interkultureller Kompetenzen im Studium dokumentieren und reflektieren (z.B. Bosse et al. 2011; Weidemann et al. 2010; von Helmolt et al. 2013; Hiller / Vogler-Lipp 2010).

Nicht zuletzt hat auch das *Interculture Journal* seit 2002 – zunächst als *interculture-online: Journal of international communication*, ab 2006 dann unter seinem aktuellen Namen – Tendenzen der interkulturellen Forschung im deutschsprachigen Raum begleitet und dokumentiert. Dies ist vor allem Jürgen Bolten, dem Gründer unserer Zeitschrift und Herausgeber bis Heft 1/2023, und seiner langjährigen Mitherausgeberin Stefanie Rathje (2007–2022) zu verdanken, die nicht zuletzt durch eine von Anfang an konsequent verfolgte open access-Strategie dazu beigetragen haben.

Mit dieser Sonderausgabe des *Interculture Journal* laden wir die Leser:innen dazu ein, sich von den Neu- oder Wieder-Entdeckungen interkultureller Klassiker überraschen zu lassen, aber auch sich auf vielleicht noch weniger bekannte Werke aus der interkulturellen Forschungslandschaft einzulassen.

Literatur

Bolten, J. (2018): *Einführung in die interkulturelle Wirtschaftskommunikation*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (utb).

Bolten, J. (2007): *Interkulturelle Kompetenz*. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung.

Bosse, E. / Schlickau, S. / Kreß, B. (Hrsg.) (2011): *Methodische Vielfalt in der Erforschung interkultureller Kommunikation an deutschen Hochschulen*. Frankfurt et al.: Peter Lang.

Helmolt, K. von / Berkenbusch, G. / Jia, W. (Hrsg.) (2013): *Interkulturelle Lern-*

settings: Konzepte – Formate – Verfahren.
Stuttgart: Ibidem.

Heringer, H. J. (⁵2017): *Interkulturelle Kommunikation.* Tübingen: A. Francke.

Hiller, G. G. / Vogler-Lipp, S. (Hrsg.)
(2010): *Schlüsselqualifikation Interkulturelle Kompetenz an Hochschulen. Grundlagen, Konzepte, Methoden.* Wiesbaden: VS.

Lüsebrink, H.-J. (⁴2016): *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer.* Stuttgart/Weimar: Metzler.

Lüsebrink, H.-J. (2004): *Konzepte interkultureller Kommunikation. Theorieansätze und Praxisbezüge in interdisziplinärer Perspektive.* St. Ingbert: Röhrig.

Moosmüller, A. (Hrsg.) (2007): *Interkulturelle Kommunikation. Konturen einer wissenschaftlichen Disziplin.* Münster et al.: Waxmann.

Moosmüller, A. (Hrsg.) (2020): *Interkulturelle Kompetenz. Kritische Perspektiven.* Münster et al.: Waxmann.

Schumann, A. (Hrsg.) (2012): *Interkulturelle Kommunikation in der Hochschule. Zur Integration internationaler Studierender und Förderung interkultureller Kompetenz.* Bielefeld: transcript.

Straub, J. / Weidemann, A. / Weidemann, D. (Hrsg.) (2007): *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder.* Stuttgart/Weimar: Metzler.

Thomas, A. / Kinast, E.-U. / Schroll-Machl, S. (Hrsg.) (2005): *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kooperation* (2 Bände). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Weidemann, A. / Straub, J. / Nothnagel, S. (Hrsg.) (2010): *Wie lehrt man interkulturelle Kompetenz? Theorien, Methoden und Praxis in der Hochschulbildung.* Bielefeld: transcript.



Ernst Cassirer
(2015, 1942):

Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur
(Vol. 488). Hamburg:
Felix Meiner Verlag.

Stephanie Heitmann

„Die menschliche Kultur gliedert sich ohne Zweifel in verschiedene Tätigkeiten, die nach ganz unterschiedlichen Methoden verfahren und ganz unterschiedliche Ziele verfolgen. Wenn wir uns damit begnügen, die Resultate dieser Tätigkeiten zu betrachten – mythische Schöpfungen, religiöse Riten oder Glaubensgrundsätze, Kunstwerke, wissenschaftliche Theorien –, dann scheint es unmöglich, sie auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Aber eine philosophische Synthese zielt auf etwas anderes. Hier suchen wir nicht nach der Einheit der Wirkungen, sondern nach der Einheit des Handelns; nicht nach der Einheit der Erzeugnisse, sondern nach der Einheit des schöpferischen Prozesses. Wenn der Begriff „Menschheit“ überhaupt etwas bedeutet, dann dies: dass trotz aller Unterschiede und Gegensätze zwischen den verschiedenen Formen von „Menschsein“ alle diese Formen auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten.“ (Cassirer 1942/2015:114)

Im Jahr 1942/43 verfasst der deutsche Philosoph Ernst Cassirer im amerikanischen Exil seinen *Versuch über den Menschen: Einführung in eine Philosophie der Kultur* (Originaltitel: *An Essay on Man: An Introduction to a Philosophy of Human Culture*). Auf 346 Seiten bringt Cassirer darin sein philosophisches Denken, ursprünglich formuliert in der *Philosophie der symbolischen Formen* (1922/1929), auf den Punkt und macht dieses einem breiten, englischsprachigen Publikum zugänglich. So betont Cassirer im Vorwort, dass die Grundprobleme menschlicher Kultur „von allgemeinem Interesse“ seien und „dieses Buch sich

nicht ausschließlich an Gelehrte und Philosophen“ richte (10).

Versteht man Kultur im Sinne von geographischer und sprachlicher Zugehörigkeit, so ist Cassirers Lebensweg selbst Ausdruck von einem Wandeln und Kommunizieren zwischen verschiedenen Kulturen. Geboren 1874 in Breslau, studiert Cassirer zunächst in Berlin bei Georg Simmel und gehört später dem Kreis der Marburger Neukantianer an. Von 1919 bis 1933 hat Cassirer einen Lehrstuhl für Philosophie an der neu gegründeten Universität Hamburg inne und gehört dort zu den engen Freunden und Vertrauten Aby Warburgs. Auf Grund seiner jüdischen Identität von den Nationalsozialisten verfolgt, emigriert Cassirer 1933 zunächst nach Schweden, 1941 dann in die USA, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1945 Professuren an der Yale University und der Columbia University innehat.

Dass Cassirer seinen *Versuch über den Menschen* als eine *Einführung in eine Philosophie der Kultur* bezeichnet, zeigt, dass Anthropologie und Kultur im philosophischen Denken Cassirers eng miteinander verknüpft sind.¹ Wer eine Antwort darauf finden möchte, was der Mensch ist, der wird nur dann erfolgreich sein, wenn er sich mit Kultur beschäftigt. Denn: In Abgrenzung zum Tier, sei es „das symbolische Denken, das die natürliche Trägheit des Menschen überwinde[t] und ihn mit einer neuen Fähigkeit austatte[t], der Fähigkeit, sein Universum [im Sinne kultureller Erzeugnisse] immerfort umzugestalten.“ (100) Analog zu dieser Einsicht ist Cassirers Spätwerk in zwei Abschnitte unterteilt: (I) *Was ist der Mensch?* sowie (II) *Mensch und Kultur*.

Im ersten Abschnitt *Was ist der Mensch?* konstatiert Cassirer mit Blick auf eine wachsende Zahl an Befunden aus empirischen Wissenschaften wie der Biologie und der Psychologie, dass man zwar viele Tatsachen über den Menschen gesammelt habe, jedoch keine Idee davon habe, was der Mensch sei.

Inmitten der empirischen Vielfalt sieht es Cassirer als genuine Aufgabe der Philosophie eine konzeptuelle Einheit zu suchen, die er selbst im Begriff des Symbols findet. Zwischen „Merknetz“ (Reiz) und „Wirknetz“ (Reaktion) im Tierreich, so Cassirer, finde sich beim Menschen ein „Symbolnetz“ als drittes Verbindungsglied. Ausgehend von Kant ist dieses Symbolnetz für Cassirer – in all seiner Vielgestaltigkeit – immer schon Ausdruck menschlicher Vernunft. Der Mensch ist nicht nur *animal rational*, sondern *animal symbolicum*, also ein Tier, dessen Vernunft sich nicht abstrakt und vergeistigt, sondern materiell, in Gestalt symbolischer Formen ausdrückt und so Wirklichkeit gestaltet. Wenn der Mensch sich also mit Kultur befasst, so hat er „es [...] nun gleichsam ständig mit sich selbst zu tun“ (50).

Im zweiten Abschnitt *Mensch und Kultur* widmet sich Cassirer dem symbolischen Wirken des Menschen in seinen unterschiedlichen kulturellen Erscheinungsformen: Mythos und Religion, Sprache, Kunst, Geschichte, Wissenschaft. Cassirer erhebt sie alle zu gleichwertigen Zeugnissen des menschlichen Geistes, die für sich stehen dürfen und keinerlei Deutungshoheit übereinander haben. Cassirer misst einer vergleichenden Betrachtung der verschiedenen kulturellen Zeugnisse dabei eine hohe Bedeutung für sein Projekt der Kulturphilosophie bei. Wie genau ist dies zu verstehen? Cassirer zieht im wahrsten Sinne des Wortes interkulturelle Vergleiche, also Vergleiche zwischen verschiedenen symbolischen Formen, da sich allein darin eine gemeinsame vernünftige Grundstruktur erkennen lässt, die dem Menschen wesentlich ist. „*Sprache, Kunst, Mythos, Religion sind keine isolierten, zufälligen Schöpfungen. Sie werden von einem gemeinsamen Band zusammengehalten. [...] Hinter den zahllosen Gestalten und Äußerungen müssen wir nach der Grundfunktion von Sprache, Mythos, Kunst und Religion forschen, und letztlich müssen wir versuchen, diese Elemente bis zu einem gemeinsamen Ursprung zu verfolgen.*“ (110)

In Hinblick auf aktuelle „Begriffsthematisierungen von Interkulturalität“ (Bolten, 2020) lässt sich feststellen, dass Cassirers *Versuch über den Menschen* sich einem Dualismus aus Struktur- und Prozessperspektive in der interkulturellen Forschung entzieht. Cassirers Denken steht einer Strukturperspektive nahe, insofern sich das vernünftige Wirken des Menschen in symbolischen Formen materialisiert, die einem strukturellen Vergleich zugänglich sind. Erst dieser Vergleich erlaubt Zugriff auf das dahinterliegende Funktionsprinzip der menschlichen Vernunft. Zugleich impliziert dieser strukturelle Vergleich symbolischer Formen keine Essentialisierung von Kultur. Da Kultur Ausdruck des schöpferischen Geistes des Menschen ist, ist sie immer im Fluss, in ständiger Umformung begriffen und damit zwangsläufig Momentaufnahme, die niemals klar umrissen oder substrathaft fixiert werden kann. Auch schließt ein struktureller Vergleich bei Cassirer die Gleichsetzung von kulturellem Erzeugnis und kulturellem Urheber aus. Der Mensch ist dynamischer Schöpfer und somit „Quelle des Bildes, ohne selbst auf ein Bild festgelegt werden zu können“ (Orth 1992:122).

Wie nun ist Cassirers Relevanz für die interkulturelle Kommunikation einzuordnen? Cassirer entwirft in seinem *Versuch über den Menschen* ein Menschenbild, das der interkulturellen Kommunikation dazu dienen kann, ihre eigenen impliziten Annahmen über die Natur des Menschen und den Begriff der Kultur kritisch zu reflektieren. Cassirers philosophische Kulturanthropologie verbindet dabei strukturelle und prozessuale Perspektiven und regt so dazu an, bestehende Dualismen in der interkulturellen Forschung zu hinterfragen und neu zu denken. Gleichsam soll an dieser Stelle eingeräumt werden, dass Cassirers *Versuch über den Menschen* ein philosophischer Grundlagentext bleibt, der zu vielen Debatten, welche die interkulturelle Kommunikation in den letzten 25 Jahren geprägt haben, keine Aussage machen kann und möchte.

Eine Neulektüre des Klassikers *Versuch über den Menschen* bietet sich für alle an, die sich mit der kulturphilosophischen Fundierung interkulturellen Denkens beschäftigen möchten. Ernst Cassirer schärft unseren Blick dafür, dass eine Beschäftigung mit Kultur aus vergleichender Perspektive von zentraler Bedeutung ist. Allein durch einen Vergleich verschiedener symbolischer Formen, die sich in kulturellen Erzeugnissen materialisieren, erhalten wir Zugriff auf das, was dem Menschen als dynamisch schöpferischem *animal symbolicum* wesentlich ist.

Literatur

Bolten, J. (2020): Interkulturalität neu denken: Strukturprozessuale Perspektiven. In: Giessen, H. W. / Rink, C. (Hrsg.): *Migration, Diversität und kulturelle Identitäten: Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 85–104.

Cassirer, E. (2021, 1942): *An essay on man: An introduction to a philosophy of human culture*. New Haven: Yale University Press.

Orth, E. W. (1992): Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen und ihre Bedeutung für unsere Gegenwart. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 40 (1–2), S. 119–136.



**John J. Gumperz
(1982): *Discourse Strategies*. Cambridge: Cambridge University Press.**

Milene Mendes de Oliveira¹

John J. Gumperz kann als einer der ersten Wissenschaftler angesehen werden, die ihr Lebenswerk der Erforschung der Komplexität und Vielschichtigkeit von Kultur in Interaktionen gewidmet haben. Die Arbeiten Gumperz' zur interkulturellen Kommunikation finden ihre geistigen Wurzeln unter anderem in den Konzepten und Methoden der Anthropologie, der Linguistik, der Diskursanalyse und der Dialektologie.² Das analytische Gerüst, das er über die Zeit auf Grundlage empirischer Untersuchungen von Interaktionen in verschiedenen sprachlichen Kontexten entwickelte, bildet schließlich den konzeptionellen Rahmen für das als interaktionale Soziolinguistik bekannte Teilgebiet der Soziolinguistik. Weitere bekannte Namen, die mit dieser Teildisziplin in Verbindung gebracht werden, sind Celia Roberts, Deborah Tannen, Peter Auer und Susanne Günthner. Auch bei der Entwicklung neuer Konzepte in anderen Teilgebieten der Soziolinguistik haben Gumperz' Ideen und Annahmen zur interaktionalen Soziolinguistik Eingang in die Arbeiten vieler weiterer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wie z. B. Jan Blommaert und Ben Rampton gefunden.

Gumperz entwickelte seine Theorie im Laufe seiner beruflichen Tätigkeit als Professor für Anthropologie an der University of California, Berkeley, sowie während Feldforschungsaufenthalten in Österreich, England, Indien, Norwegen, Slowenien und den Vereinigten Staaten. Sein Interesse bei der Untersuchung sprachlicher Prozesse galt dabei insbesondere soziologischen Fragestellungen zu sozialer Identität und sozialen Netzwerken (Hanks et al. 2013). In diesem Beitrag wird das von Gumperz

entwickelte grundlegende Konzept der „Kontextualisierungshinweise“ (*contextualization cues*) behandelt, das erstmals in seiner 1982 bei Cambridge University Press erschienenen Monographie *Discourse Strategies* ausführlich beschrieben wird. Während Gumperz sein konzeptionelles Verständnis von „Kontextualisierungshinweisen“ vor allem in Kapitel 6 darlegt, finden sich an diversen Stellen des gesamten Werks Beispiele, die in empirischen Analysen veranschaulicht werden.

Gumperz argumentierte im Sinne von Alfred Schütz (1944), dass Inferenzen, Kategorisierungen und Erwartungen von Gesprächspartnern in interaktionalen Begegnungen in hohem Maße von ihren Sozialisierungsprozessen in Sprachgemeinschaften und Netzwerken beeinflusst werden. Während der Sozialisierung in ihren Sprachgemeinschaften und Netzwerken lernen Individuen (unbewusst), sprachliche Merkmale als „Kontextualisierungshinweise“ zu interpretieren, die bei Gesprächsteilnehmern fortan „kontextuelle Voraussetzungen“ oder Präsuppositionen (*contextual presuppositions*, 131) schaffen. Solche sprachlichen Merkmale können unter anderem die Wahl des Dialekts, des Stils oder des Codes, prosodische Konturen sowie lexikalische und syntaktische Entscheidungen und Diskurssequenzierungsstrategien sein (ebd.). Auch paralinguistische Merkmale wie Kinästhetik, Blicke, Tempo, Gesten und Proxemik können als Kontextualisierungshinweise dienen (Auer 1992). Die Vorannahmen, die Kontextualisierungshinweise auslösen können, betreffen dann beispielsweise Gruppenzugehörigkeit (z. B. *Stammt der Gesprächspartner mit diesem Akzent aus X?*), kommunikative Absicht (z. B. *Warum sagt diese Person das? Meint sie das ernst?*) und gesichtsbezogene Wertungen (z. B. *Ist die Person respektlos?*).

Während andere Forschungsansätze versuchten, Kommunikationsstile anhand ‚kultureller Dimensionen‘ basierend auf nationalen Normen und Werten (z. B. Hofstede 1991) oder auf der Zugehö-

rigkeit zu bestimmten sozialen Klassen (Labov 1963) zu erklären, unterscheidet sich Gumperz' Ansatz in mindestens zweierlei Hinsicht: Zum einen legt er ein umfassenderes Verständnis von Kultur an den Tag, das weit über die nationale Ebene hinausgeht. Zum anderen ist er vielmehr bestrebt, ‚Kultur‘ (d. h. sozialisations- und netzwerkbasierter Kontextualisierungshinweise) in der Interaktion an sich ausfindig zu machen; er definiert Kultur ergo nicht ausschließlich mittels *a priori* definierter Kategorien, die das Leben und Handeln von Menschen über Zeit und Raum hinweg leiten. Gal (2013:121) stellt in diesem Zusammenhang fest, dass Gumperz „ungeduldig mit den ‚üblichen Verdächtigen‘ der soziologischen Analyse wie Klasse, Kaste und Ethnizität als Erklärung für [...] Normen [der in verschiedenen Gruppen verwendeten sprachlichen Formen] war“ (eig. Übersetzung). Stattdessen schlägt er vor, dass Akteure durch ihre Einbindung in Netzwerke, die von intimen Beziehungen bis hin zu nationalen Bildungssystemen und den Medien reichen, Kontextualisierungshinweise lernen und Diskurse aufgreifen, die sie aber im Hier und Jetzt der Interaktion, d. h. in der jeweiligen Interaktionssituation selbst, auf unterschiedliche Weisen anwenden. So führte Gumperz' Arbeit „die Kraft der sozialen Erwartung (auch bekannt als Struktur) ein, ohne die qualifizierte Handlungsfähigkeit der Teilnehmer zu übersehen“ (Rampton 2022:15, eig. Übersetzung). Ein Beispiel für eine Fehlanpassung von Kontextualisierungshinweisen wurde von Gumperz (1982:173) genannt: In einer Mitarbeiterkantine an einem großen britischen Flughafen wurden neu eingestellte indische und pakistanische Frauen von ihren Vorgesetzten und den Mitarbeitern, die sie bedienten, als mürrisch und unkooperativ wahrgenommen. Obwohl sie nur relativ wenige Worte austauschten, wurde der Tonfall und die Art und Weise, wie sie sprachen, negativ interpretiert. Zum Beispiel sagte ein britischer Assistent, wenn ein Mitarbeiter Fleisch bestellt hatte und gefragt wurde, ob er Soße haben möchte, mit steigender

Intonation: „Gravy?“. Die indischen Assistentinnen hingegen sprachen das Wort mit fallender Intonation aus: „Gravy.“ Gumperz hat relevante Interaktionen aufgezeichnet, einschließlich solcher Wortwechsel, und die Mitarbeiter gebeten, zu erklären, was sie jeweils damit meinten. Die Analyse zeigte, dass „Gravy“, wenn es mit fallender Intonation gesagt wird, als „Das ist Gravy“ interpretiert wird, also nicht als Angebot, sondern als Feststellung, was in dem Kontext überflüssig und damit unhöflich erscheint. Als die indischen Frauen dies hörten, verstanden sie die Reaktionen, die sie erhalten hatten und die ihnen bis dahin unverständlich waren. Auch die Vorgesetzten erfuhren, dass die fallende Intonation der indischen Frauen ihre normale Art war, in dieser Situation Fragen zu stellen, und dass keine Unhöflichkeit oder Gleichgültigkeit beabsichtigt war.

Gumperz (1996:401) argumentierte, dass eine solche Mikroanalyse der Interaktion dazu beitragen kann, zu enthüllen, „wie Sprache und Kultur funktionieren, um entweder ein gemeinsames Verständnis zu schaffen oder Unterscheidungen zu etablieren und aufrechtzuerhalten“ (eig. Übersetzung). Laut Gal (2013:123) zeigt Gumperz' Werk, dass derartige systematische ‚Fehlanspassungen und Fehlinterpretationen‘ (*misfires*) wie oben beschrieben gegebenenfalls dazu führen können, dass „Sprecher auf beiden Seiten einer sozialen Kluft [sind] sogar noch sicherer, dass ihre negativen Bilder vom jeweils anderen zutreffend sind“ (eig. Übersetzung).

Gal (2013:125) stellt ferner fest, dass Gumperz' Konzept der Kontextualisierungshinweise, das vor Jahrzehnten eingeführt wurde, „gestern hätte geschrieben werden können“ und fügt hinzu, dass „es eine Sichtweise des sozialen Lebens vorantreibt, das Prozess, Kontingenz und Performativität in den Mittelpunkt stellt“ (2013:125, eig. Übersetzung). Obgleich das von Gumperz geschaffene Teilgebiet der interaktionalen Soziolinguistik heute

eher als „relativ lose Gruppierung von gegenseitig verständlichen Perspektiven“ (eig. Übersetzung) denn als eine vollentwickelte und eigenständige Disziplin erscheint (Rampton 2022:13), so liegt die Stärke von Gumperz' Forschung doch in den Konzepten, die er auf Grundlage akribischer empirischer Analysen entwickelt hat – wie etwa seine Ansichten zu Repertoires und Kontext – und die die Soziolinguistik in ihrer heutigen Gestalt mitprägen (Gal 2013), ein Gebiet, das heutzutage durchaus den Dialog mit benachbarten Disziplinen sucht, die in gewisser Hinsicht ein anderes, ein breiteres und kritischeres Verständnis von Sprache und Kultur vertreten (vgl. z. B. linguistische Ethnographie, Rampton 2022). Exemplarisch seien hierfür das Konzept der sprachlichen und kommunikativen Repertoires genannt, die an die Stelle von starren Sprachsystemen treten, die Vorstellungen zu Sprachideologien sowie das *enregisterment*, das besonders der kulturellen und sozialen Basis, auf der Sprache aufgebaut ist, Rechnung trägt.

Diese Konzepte sollten aber nicht nur in der Soziolinguistik und innerhalb ihrer Teilgebiete Gegenstand der wissenschaftlichen Debatte sein, sondern auch Eingang in die Forschung der interkulturellen Kommunikation/interkulturellen Studien finden. Eine diesbezügliche Annäherung würde nicht nur eine konzeptionelle Bereicherung für beide Seiten bedeuten, sondern sie auch mit weiteren Instrumenten ausstatten, die auch von gesellschaftlicher Relevanz sind. In Anlehnung an Auer & Roberts (2011) betont Rampton (2022:11), dass die von Gumperz im Rahmen seiner interaktionalen Soziolinguistik eingeführten Begriffe einen umfassenden Rahmen darstellen „für die Auseinandersetzung mit den empirischen Besonderheiten, die für jede Sozialwissenschaft erforderlich sind, die sich an der Praxistheorie orientiert [...] und die Forscher dazu ermutigt, ‚die linguistischen Ärmel hochzukrempeln und den sozialen Problemen auf den Grund zu gehen““ (Auer / Roberts 2011:381, eig. Übersetzung).

Jeder Aspekt des Sprachgebrauchs ist folglich in eine kulturelle und soziale Bedeutungsdimension eingebettet. Die bewusste Reflexion und Integration dieser weitreichenden Sichtweise unter Anwendung und Weiterentwicklung des Konzepts der Kontextualisierungshinweise birgt das Potenzial, gegenwärtige Forschungsansätze und Herangehensweisen der interkulturellen Kommunikation zu ergänzen und somit den interkulturellen Studien erheblichen Vorschub zu leisten. Zudem würde ein solch konzeptioneller Ansatz die Signifikanz und zentrale Stellung ihres primären Untersuchungsgegenstands – der alltäglichen kommunikativen Praxis – in nicht unbedeutendem Maße unterstreichen.

Literatur

Auer, P. (1992): Introduction: John Gumperz' approach to contextualization. In: Auer, P. / DiLuzio, A. (Hrsg.): *The contextualization of language*. Amsterdam: Benjamins, S. 1–37.

Auer, P. / Roberts, C. (2011): Introduction – John Gumperz and the indexicality of language. *Text & Talk – In honour of John Gumperz*, 31(4), S. 381–393. <https://doi.org/10.1515/text.2011.018>

Hanks, W. / Briggs, C., L. / Jacquemet, M. / Tannen, D. (2013): *In Memoriam: John Gumperz*. Verfügbar unter: <https://senate.universityofcalifornia.edu/files/inmemoriam/html/John-JosephGumperz.html> [Zugriff am 27.06.2023].

Harris, R. / Rampton, B. (2010): Ethnicities without guarantees: An empirical approach. In: Wetherell, M. (Hrsg.): *Identity in the 21st Century: New Trends in Changing Times*. London: Palgrave Macmillan, S. 95–119.

Hofstede, G. (1991): *Culture and organizations: Software of the mind*. London: McGraw-Hill.

Gal, S. (2013): John J. Gumperz's Discourse Strategies. *Journal of Linguistic Anthropology*, 23 (Special Issue in Honor of John J. Gumperz), S. 115–126.

Gumperz, J. J. (1996): The linguistic and cultural relativity of conversational inference. In: Gumperz, J. / Levinson, S. (Hrsg.): *Rethinking Linguistic Relativity*. Cambridge University Press. S. 374–406.

Labov, W. (1963): The Social Motivation of a Sound Change. *Word*, 19, S. 273–309.

Ortner, S. (2006): *Anthropology and Social Theory*. Durham N.C.: Duke University Press.

Rampton, B. (2022): Interactional Sociolinguistics. In: Rampton, B. (Hrsg.): *Linguistic Practice in Changing Conditions*. Bristol: Multilingual Matters, S. 11–29. Verfügbar unter: www.wpull.org [Zugriff am 27.06.2023].

Schütz, A. (1944): The stranger: An essay in social psychology. *American Journal of Sociology*, 49(6), S. 499–507. Verfügbar unter: <http://www.jstor.org/stable/2771547> [Zugriff am 27.06.2023].

Endnoten

1. Ich möchte Ben Rampton und Peter Auer für ihre hilfreichen Kommentare zu einer früheren Version dieses Aufsatzes danken.

2. In der Tat bezieht sich Gumperz in seinen in den 1970er und 1980er Jahren entstandenen Arbeiten häufig auf „inter-racial“ und „interethnic communication“. Zu den verschiedenen Phasen des Denkens über race/Ethnizität und den damit verbundenen Konzeptualisierungen siehe Harris & Rampton (2010:96–100).



Jochen Rehbein
(Hrsg.) (1985):

Interkulturelle Kommunikation. Tübingen: Narr.

Beatrix Krefß

Ob der von Jochen Rehbein herausgegebene Sammelband aus dem Jahr 1985 für die interkulturelle Kommunikation den Status eines Klassikers hat, ist schwer zu entscheiden, zumal Sammelbände im Betrieb der wissenschaftlichen Wissens- und Lektüreproduktion einen etwas eigenen Status haben, unterstellt man ihnen doch oft, dass sie nicht Sammlungen, sondern Sammelsurien sind. Dieser Eindruck hat sich vor dem Hintergrund der ausgeweiteten und strikteren Reviewverfahren im Rahmen wissenschaftlicher Publikationen sicher verstärkt. Das tut ihnen aber zuweilen sehr unrecht, denn Sammelbände sind im besten Fall ja strukturierte Kompendien, in denen wesentliche Aspekte eines Themenkomplexes durch Beiträge vertreten sind, die vielleicht nicht die ganze Breite wiedergeben können, aber doch einschlägig sind, und die durch eine einordnende, rahmende Einführung zusammengehalten werden. Aus dem Aufbau und der Gruppierung der einzelnen Beiträge ergeben sich im besten Falle weitere, ordnende Strukturen für das Thema, das eben kein „Rahmenthema“ sein sollte, sondern Bestimmungsmerkmal.

Aus Sicht einer sprachwissenschaftlich fundierten Beschäftigung mit interkultureller Kommunikation erfüllt der Band von Jochen Rehbein diesen Anspruch. Im Vorwort des Herausgebers fällt zwar die grundsätzliche „Problemorientierung“ ins Auge, „eines der Schlüsselprobleme interkultureller Kommunikation sind fehlgeschlagene Kommunikation („miscommunication“) oder auch Mißverständnisse („misunderstandings“) (Rehbein 1985:9) heißt es zu Beginn des einleitenden Textes. Dies geht sicher

auf die von Gumperz zentral gesetzte Kategorie des Missverstehens zurück (vgl. z. B. Gumperz 1978, 1982, s. auch Ehlich 1996), die die sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung (aber nicht nur diese) mit interkultureller Kommunikation erheblich prägte. Es folgen jedoch in Rehbeins Einleitung zahlreiche Begriffe, Argumentationen und Kategorisierungen, die nach wie vor relevant sind für die interkulturelle Kommunikation im Allgemeinen und besonders für die sprachwissenschaftlich orientierte Beschäftigung mit selbiger.

Sehr grundlegend ist zunächst die Handlungszentriertheit, die Rehbein auch für die interkulturelle Kommunikation entfaltet (9–12). Auch, weil für die Funktionale Pragmatik als sprachtheoretischer Ansatz, den Rehbein neben Konrad Ehlich wesentlich mitentwickelt hat, das sprachliche Handeln und dessen Zweckgerichtetheit wesentlich ist. Ebenso grundsätzlich und richtungsweisend ist die Bestimmung des Gegenstandes nicht nur durch eine transnationale Interaktion. Interkulturelle Kommunikation liegt auch dann vor, wenn Aktanten und Aktantengruppen einer Gesellschaft kommunizieren, sofern die Beteiligten eine kulturelle Perspektive einnehmen, die differiert. Bei Redder und Rehbein (1987:17) wird dies als interkulturelle Kommunikation im engen Sinne gefasst. Im vorliegenden Sammelband wiederum spiegelt sich die Erweiterung des Gegenstands durch eine Vielzahl an Beiträgen wider, die sich innergesellschaftlicher interkultureller Kommunikation im Konnex von Migration und Integration widmen.

Als prägend für das Feld Interkulturelle Kommunikation macht Rehbein zunächst die kulturelle Geformtheit sprachlicher Muster in Text und Diskurs, die Kommunikation in Institutionen, Mehrsprachigkeit und hier besonders das sprachliche Vermitteln (das Übersetzen, aber auch die Unterstützung von Spracherwerbsprozessen) aus. Die einzelnen Beiträge des Bandes lassen sich diesen thematischen Schwerpunkten zuordnen.

Wesentlich ist jedoch auch, dass das Themenspektrum des Bandes bis heute für die interkulturelle Kommunikation und insbesondere für die sprachwissenschaftlich orientierte Beschäftigung mit selbiger prägend ist.

Hervorheben möchte ich dahingehend die zahlreichen Beiträge zu den Zusammenhängen von interkultureller Kommunikation und Institutionen. Die Institution als wesentlich für interkulturelle Zusammenhänge eingebracht zu haben, ist ein Verdienst der Funktionalen Pragmatik, der in diesem Sammelband besonders stark hervorgehoben wird. Die Institution als gesellschaftliche Einrichtung zur Bearbeitung unterschiedlichster gesellschaftlicher und individueller (aber gesellschaftlich geprägter) Anliegen darf jedoch der interkulturellen Kommunikation nicht gegenübergestellt werden. Die institutionelle Geformtheit von Kommunikation hebt die kulturelle Prägung nicht auf. Vielmehr potenziert die interkulturelle Konstellation die institutionelle Asymmetrie. Wesentlich ist dabei die Verteilung und Kommunikation von Wissen: Institutionelles Wissen ist bei Agent*innen und Klient*innen nicht in gleicher Weise vorhanden, dabei ist das institutionelle Wissensrepertoire noch dazu kulturell spezifiziert. Dies führt zu unterschiedlichen Formen der (Wissens-)Kommunikation. An dieser Konstellation dürfte sich nicht nur nichts geändert haben, vielmehr sind damit zusammenhängende Fragen und Daten für die interkulturelle Kommunikation nach wie vor aktuell.

Die im Band betrachteten Institutionen sind vielfältig: Institutionen der Bildung (z. B. Apeltauer und Grießhaber), der Gesundheit (Rehbein), der Medien (Sarter) oder behördliche Kommunikation (Hinnenkamp) sind seither immer wieder Gegenstand sprachwissenschaftlicher, soziologischer und interkultureller Betrachtungen. Besonders hervorheben möchte ich aber den Beitrag von Mattel-Pegram, die mit einer Rechtsanwaltskonsultation eines verurteilten Straftäters juristische Kommunikation in den Blick

nimmt und damit Daten analysiert, die immer noch viel zu selten einer eingehenden institutionellen und interkulturellen Untersuchung unterzogen werden, vor allem auch, weil sich die Institution „schützt“ und Daten kaum zugänglich sind. Mattel-Pegram kann in ihrem Beitrag das institutionell und kulturell ungleich verteilte Wissen und dessen Kommunikation gut aufzeigen, das in einem vom Delinquenten eingebrachten Begriff, dem italienischen „provvedimento“ kulminiert.

Nicht alle Beiträge sind gleichermaßen „gut gealtert“, doch im Wesentlichen ist ein „Stocken“ im Lesefluss auf Sprachwandelprozesse und sprachliche Sensibilisierungen zurückzuführen. So bleibt man beim politisch aufgeladenen Beitrag von Fritsche nicht nur am Ausdruck „Gastarbeiter“ hängen. Der an interessanten Überlegungen reiche Beitrag erhält durch Ausdrücke wie „anatolische Landfrau“ (62) eine sicher ungewollt distanzierte und gleichermaßen wertende Prägung.

Die Neulektüre lohnt sich dennoch in jedem Fall, auch bei Beiträgen, die sich mit Themenkomplexen beschäftigen, die derzeit nur bedingt oder unter anderen Vorzeichen im Fokus des Interesses stehen. So bieten beispielsweise Elbeshausen und Wagner Überlegungen zur Begriffsaneignung in der Fremdsprache und eine interessante Auseinandersetzung mit Vygotskij's Unterscheidung zwischen Alltags- und wissenschaftlichen Begriffen an (51–52), wenngleich auch hier die einleitende anekdotische Rahmung des Beitrags – dänische Autofahrer, die in „englischen Kleinwagen, Buckelvolvos und Raketensaabs“ (42) daherkommen – aus heutiger Sicht etwas kurios anmutet. Dennoch: Arbeiten zum Lexikon im Spracherwerb könnten auch heute von einer kritischen Diskussion von Vygotskij und im entsprechenden Beitrag angestoßenen Überlegungen zu „fremdkulturellen Begriffen“ profitieren.

Interkulturelle Kommunikation von Jochen Rehbein erfüllt also auch in

der Rückschau die Erwartungen an einen guten Sammelband, die eingangs skizziert wurden. Es gibt eine theoretische und thematische Klammer, die das sprachliche Handeln als intentionales und kulturelles Handeln ausweist, und es werden wesentliche Aspekte interkulturellen Kommunizierens aufgegriffen, die bis heute die sprachwissenschaftliche, insbesondere pragmatische Auseinandersetzung mit interkultureller Kommunikation prägen.

Literatur

Gumperz, J. J. (1978): *The Conversational Analysis of Interethnic Communication*. In: Ross, E. L. (Hrsg.): *Interethnic Communication*. Athen: University of Georgia Press, S. 13–31.

Gumperz, J. J. (1982): *Discourse Strategies*. Cambridge: Cambridge University Press.

Ehlich, K. (1996): *Interkulturelle Kommunikation*. In: Steger, H. / Wiegand, H. E. (Hrsg.): *Kontaktlinguistik. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft*. Bd. 12.1, Berlin, New York: de Gruyter, S. 920–931.

Redder, A. / Rehbein, J. (1987): *Zum Begriff der Kultur*. In: Redder, A. / Rehbein, J. (Hrsg.): *Arbeiten zur interkulturellen Kommunikation*. (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie Nr. 38), S. 7–21.



Konrad Ehlich /
Jochen Rehbein
(1986): *Muster und Institution: Untersuchungen zur schulischen Kommunikation*. Tübingen: Narr.

Stephan Schlickau

Auf den ersten Blick und angesichts des Titels drängt sich die hier vorgestellte Monographie nicht gerade prominent als Pflichtlektüre im Fachgebiet Interkulturelle Kommunikation auf. Und wer aus heutiger Perspektive vermuten würde, Schüler*innen mit familiärer Migrationsgeschichte erführen besondere Aufmerksamkeit, wird enttäuscht. Als ein Klassiker der Funktionalen Pragmatik, geschrieben von zweien ihrer Begründer, werden hier einige Konzepte dieses sprachwissenschaftlichen Ansatzes, die noch heute für ihn grundlegend sind, in empirisch-analytische Zusammenhänge gesetzt. Dabei versteht sich diese Monographie nicht als eine Einführung in die Funktionale Pragmatik, die andererseits – abgesehen von einigen dann notwendigerweise knappen Aufsätzen – auch bis heute nicht geschrieben ist. Aber es wird das Bemühen deutlich, theoretische Konzepte auf der Basis von und in Auseinandersetzung mit empirischer Kommunikation darzustellen und zu entwickeln. Dies geschieht auf rund 180 Seiten, denen zudem ein umfangreicher Transkriptanhang von noch einmal rund 60 Seiten nachgestellt ist – was übrigens nicht bedeutet, dass im Fließtext auf Transkripte verzichtet würde. Was aber bietet dieses Buch nun konkret für diejenigen, die sich mit authentischer interkultureller Kommunikation beschäftigen?

Die Potentiale der Publikation ergeben sich dadurch, dass detailliert dargelegt wird, wie Kommunikation funktioniert, warum sie aber auch – hier in schulischen Zusammenhängen und damit

institutionell bedingt – ihre eigentlichen Ziele verfehlen kann. Dazu werden u. a. einige Grundannahmen und Konzepte für die hermeneutisch-analytische Auseinandersetzung mit Texten und Diskursen vorgestellt und die Arbeit damit an authentischer Kommunikation exemplifiziert. Von besonderer Relevanz für unseren Gegenstandsbereich sind:

- die handlungstheoretische Fundierung der Funktionalen Pragmatik,
- das P - II - p-Sprachmodell,
- die *sprachlichen Handlungsmuster*.

In allen genannten Zusammenhängen ist die zentrale Berücksichtigung des mentalen Bereichs charakteristisch, was durchaus innerhalb des Spektrums linguistisch-pragmatischer Ansätze keineswegs die Regel darstellt, sondern gelegentlich auf Zurückweisung stößt – etwa in der klassischen Konversationsanalyse. Mit dem mentalen Bereich ist hier nicht etwas individuell Psychologisierendes gemeint, sondern im Wesentlichen erfolgt ein Rekurs auf notwendig geteilte Wissensbestände (also etwas Soziales), ohne die die Kommunikation „[...] eine tendenziell unendliche Regression erfordern würde“ (97). Unschwer wird eine Relevanz für das Fachgebiet Interkulturelle Kommunikation deutlich, wobei in der Monographie selbst stets von der gesellschaftlichen Dimension von Kommunikation die Rede ist: Bei Mitgliedern „[...] einer Gesellschaft [...] ergibt sich ein relativ großer Bereich von identischen (oder nahezu identischen) Elementen von II [die mentale Wirklichkeit der Kommunikationsbeteiligten, s. u.; d. Verf.] aufgrund ihrer gemeinsamen Mitgliedschaft“ (97, Hervorhebung im Original).

Es erfolgt hier also eine Modellierung der Funktionsweise von Kommunikation innerhalb einer Gesellschaft, die über die üblichen Kommunikationsmodelle hinausweist, indem letztere meist so tun, als ‚encodierten‘ und ‚decodierten‘ Sprecher*innen bzw. Hörer*innen das zum verstehenden Nachvollzug notwen-

dige Wissen jeweils vollumfänglich. Dies ist aber kommunikativ gerade nicht der Fall, und es sind insbesondere weniger übereinstimmende II-Elemente, die ein (oder auch das) zentrale Charakteristikum interkultureller Kommunikation darstellen.

Die für interkulturelle Kommunikation demnach hochrelevanten II-Elemente gehen in das funktionalpragmatische Sprachmodell ein, das kurz erläutert sei: Aussagen (p) über die Wirklichkeit (P) erfolgen stets vor dem Hintergrund des Sprecher*innen- (IIS) bzw. Hörer*innenwissens (IIH). Beides unterscheidet sich zwar individuell voneinander, ist aber – in Abhängigkeit geteilter Mitgliedschaften – von größerer oder geringerer Ähnlichkeit.

Ein für interkulturelle Kommunikation ausgesprochen fruchtbares, i. d. R. als sog. *Sprechhandlungssequenz* (17) einzeläußerungsübergreifendes und damit Kooperation involvierendes Konzept spielt eine zentrale Rolle in der Monographie, nämlich das der *sprachlichen Handlungsmuster*, die hier im Hinblick auf die Institution Schule intensiv beleuchtet werden. Im Fokus liegen u.a. Fragen danach, welche Probleme sich ergeben, wenn Schüler*innen zum Zweck des „akzelerierten Wissenserwerbs“ (13) mit einer institutionsspezifisch modifizierten Form eines Handlungsmusters konfrontiert werden. Für interkulturelle Kommunikation ist hier die Erkenntnis relevant, dass es nicht so sehr (oder nicht in erster Linie) die sprachlichen Oberflächen sind, die kommunikativ problematisch werden, sondern die Tatsache, dass aufbauend auf den Schüler*innen aus ihrer Sozialisation bekannten sprachlichen Handlungsmustern nun institutionell veränderte Handlungszwecke verfolgt werden. Konkret leitet sich daraus für interkulturelle Kommunikation die Frage ab: Für welche Handlungszwecke haben sich in den Gesellschaften der interkulturell Kommunizierenden welche Handlungsmuster entwickelt?

Dabei erscheint vor allem die Perspektive einer integrativen Verknüpfung des sprachlichen Handelns mit sonstigen Handlungszusammenhängen relevant. Grundsätzlich geht es der handlungstheoretisch fundierten Funktionalen Pragmatik darum, das „sprachliche[n] Handeln[s] gegenüber und im Zusammenhang mit dem anderen Handeln“ zu untersuchen (1, Hervorhebung im Original). Dabei erweise sich als Aufgabe,

„(...) die komplexen Kennzeichen dieses Handelns als Bestandteil der Wirklichkeit zur Kenntnis zu nehmen, sie in ihrer Komplexität und ihren Zusammenhängen als analytisches Objekt anzuerkennen, ihren Stellenwert für das gesellschaftliche Handeln der Aktanten im Ensemble der je spezifischen gesellschaftlichen Tätigkeiten zu erkennen und ihre inneren und äußeren Formmerkmale zu bestimmen.“ (5)

Texte und Diskurse insgesamt werden also als eingebettet in weitere Handlungszusammenhänge betrachtet. Sie stellen als größere sprachliche Einheiten den Analysegegenstand der Funktionalen Pragmatik dar, mehr noch: Durch die Berücksichtigung der kommunikativen Vor- und Nachgeschichten von Texten und Diskursen weist die Funktionale Pragmatik sogar darüber hinaus. Dies mag die Grundlage dafür sein, dass Koole & ten Thije (z. B. 1994) aus der Funktionalen Pragmatik heraus das Konzept der *diskursiven Interkultur* entwickeln.

Sprachliche Handlungsmuster sind zunächst einmal „gesellschaftlich ausgearbeitete“ Verfahren (26) – und zwar solche, die „eine Problemlösung [...] in ein Handlungsmuster“ transportieren (12).

„Standardproblemlösungen sind also gesellschaftliche Lösungen für repetitive gesellschaftliche Probleme. Sie sind insbesondere bezogen auf den jeweiligen gesellschaftlichen Durchschnitt des Wissens und auf die produktiven Möglichkeiten in ihrer gesellschaftlichen Formbestimmtheit.“ (11)

Etwas konkreter verbergen sich dahinter also folgende Erkenntnisse: Gesellschaftliche Teilhabe bedeutet zu wissen, für welche Zwecke Handlungsmuster zur Verfügung stehen, und die Bedingungen ihres Einsatzes zu kennen. Diese können dann im Hinblick auf eigene (individuelle) kommunikative Ziele mit Aussicht auf Erfolg benutzt werden.

Zudem sind sprachliche Handlungsmuster – wie auch das sprachliche Handeln grundsätzlich (s. o.) – derart, dass sie mentale, interaktionale und gegenstandsbezogene Aktionen enthalten (137f.). Insofern ist auch ein Handlungsmuster etwas, das nicht ausschließlich auf der Grundlage der sprachlichen Oberfläche zu rekonstruieren ist. Schon das Einleiten des Musters erfolgt vor dem Hintergrund eines meist nur mental vorhandenen Ziels, das während der Kommunikation oft genug nicht explizit gemacht wird, dessen Explizitmachung ggf. sogar den Erfolg der Musterrealisierung gefährden würde (man denke z. B. ans Überreden). Muster sind insofern Tiefen kategorien:

„Zwar ist die Oberflächenbeobachtung und beschreibung wesentlich als ein Ausgangspunkt der Analyse. Sie stellt zugleich auch einen Zielpunkt für sie dar. Aber die rein empirische Zugangsweise verkürzt den Analysezweck entscheidend.“ (138)

Auch im Alltagshandeln geht es den Beteiligten nicht nur um die sprachlichen Oberflächen:

„Insbesondere ergänzen die Handelnden unter Bezug auf Erfahrungen, die als Vorwissen in ihre Handlungen eingehen, und auf Prognosen, die sie aus dem Vorwissen extrahieren, und unter Anwendung zahlreicher Schlußprozeduren mangelnde unmittelbare Kenntnisse und setzen diese von ihnen gewonnenen mentalen Größen beim Handeln ebenso ein wie alles das, dessen sie in der Handlungssituation sinnlich oder sonst gewiß sein können.“ (139/140)

Am Beispiel des Musters des Begründens sei die Bedeutung der sprachlichen

Handlungsmuster für den Bereich Interkulturelle Kommunikation kurz (und etwas vereinfachend) illustriert: Interaktiv muss einerseits verhandelt werden, ob für die Bearbeitung eines kommunikativen Problems so etwas wie eine Begründung eine geeignete Maßnahme ist (Wahl des passenden Handlungsmusters – oder sind es gar ganz andere [sprachliche] Handlungsmuster, deren Einsatz angemessen ist?). Ist dies der Fall, stellt sich als nächstes die Frage nach notwendigen Musterpositionen bzw. deren Sukzession sowie der Akzeptabilität konkreter Begründungen (erfordert möglicherweise die Modifikation eines an sich bekannten Handlungsmusters).

Die hier vorgestellte Monographie ist also noch immer ein wichtiger Impulsgeber für die hermeneutische Auseinandersetzung mit authentischer interkultureller Kommunikation. Und obwohl es hier um mündliche Kommunikation geht: Die Funktionale Pragmatik versteht sich als Theorie und Methode zur Analyse von Texten und Diskursen gleichermaßen.

Literatur

Koole, T. / ten Thije, J. D. (1994): *The Construction of Intercultural Discourse: Team Discussions of Educational Advisers*. (= Utrecht Studies in Language and Communication, 2, Band 2). Amsterdam: RODOPI.



Philippe D'Iribarne (1989):

La logique de l'honneur. Gestion des entreprises et traditions nationales.

Paris: Éditions du Seuil.
(dt. *Ehre – Vertrag – Konsens. Unternehmensmanagement und Nationalkulturen*).

Hans-Jürgen Lüsebrink

Der Soziologe und Anthropologe Philippe D'Iribarne (geb. 1937) zählt in Frankreich und im frankophonen Raum zu den bekanntesten und einflussreichsten Vertretern der Diversitäts- und Interkulturalitätsforschung. Sein umfangreiches Werk, das knapp 20 Bücher und eine Vielzahl von wissenschaftlichen Aufsätzen umfasst, ist in Frankreich breit rezipiert worden und durch Übersetzungen von mehreren seiner Bücher auch im anglo-amerikanischen Raum zumindest ausschnittsweise präsent. In Deutschland ist er hingegen wenig bekannt, was zweifellos an der Tatsache liegt, dass die meisten seiner Werke nur auf Französisch vorliegen. Es ist aber auch darauf zurückzuführen, dass die Lehre und Forschung zur interkulturellen Kommunikation in Deutschland eine sehr starke Orientierung auf die anglo-amerikanische Wissenschaftskultur und englischsprachige Publikationen aufweist und u. a. die französischsprachige Forschung zu wenig zur Kenntnis nimmt.

Die Schwerpunkte des Œuvres von Philippe D'Iribarne liegen vor allem in drei Bereichen: erstens dem interkulturellen Management und dessen globaler Dimension, denen er insbesondere die Bücher *L'épreuve des différences* (2009) und *Cultures et management international* (D'Iribarne / Segal / Henry / Tréguer-Felten 2022) gewidmet hat. Einen besonderen Akzent hat D'Iribarne bei seinen Forschungen auf Schwellen- und Entwicklungsländer gelegt, indem er

in Büchern wie *Le Tiers-monde qui réussit: Nouveaux modèles* (2003, erweiterte englische Ausgabe D'Iribarne / Henry 2007) interkulturelle Erfolgsfaktoren und Problembereiche der Übertragung westlich geprägter Managementkulturen in Afrika und Lateinamerika untersuchte.

Der zweite Schwerpunkt seiner Forschungen liegt im Bereich des – seit den Arbeiten von Hofstede intensiv diskutierten – Stellenwerts der Nationalkultur für die interkulturelle und kulturvergleichende Forschung, den er insbesondere am Beispiel Frankreichs in den Blick genommen hat. In Büchern wie *L'Étrangeté française* (2006), *Les Immigrés de la République: Impasses du multiculturalisme* (2010), *Penser la diversité du monde* (2008, engl. Übersetzung 2014) und *Le Grand déclassé. Pourquoi les Français n'aiment pas leur travail* (2022) untersucht er in interkultureller sowie kulturvergleichender Perspektive Problemfelder wie die Einstellung zum Staat, zum Multikulturalismus, zum Islam und zum Wert der Arbeit in ihren spezifisch französischen Ausprägungen. In dem 2022 gemeinsam mit Bernard Bourdin verfassten Essay *La Nation. Une ressource d'avenir* (Bourdin/D'Iribarne 2022) betont D'Iribarne die herausragende Bedeutung des politischen, sozialen und kulturellen Rahmens der Nation auch in einer globalisierten, postmodernen und vorgeblich auch postnationalen Welt.

Vor allem zwei seiner neueren Bücher betreffen einen dritten, deutlich auf aktuelle Konfliktkonfigurationen zielenden Schwerpunkt: die Beziehungen zwischen dem Islam, islamisch geprägten Gesellschaften bzw. Staaten und dem ‚Westen‘. So wirft sein 2013 im Kontext islamisch begründeter Terroranschläge sowie des ‚Arabischen Frühlings‘ erscheinendes Buch *L'Islam devant la démocratie* (2013) ausgehend von der Analyse der Situation in Frankreich, die zu einer komparatistischen Perspektive ausgeweitet wird, die hochaktuelle Frage nach der Universalität des westlichen Demo-

kratiemodells und seiner Vereinbarkeit mit verschiedenen Ausprägungen des Islams auf. Sein 2019 publiziertes Werk *L'Islamophobie: intoxication idéologique* (2019) setzt sich mit den kulturellen, sozialen und politischen Entstehungsbedingungen islamfeindlicher Haltungen und Denkmuster in westlichen Gesellschaften auseinander. Auch hier entwickelt er neben der Fokussierung auf Frankreich eine breite, komparatistisch angelegte Perspektive und stellt in diesem Zusammenhang auch die grundlegende Frage nach dem Stellenwert der Religion in unterschiedlichen modernen und postmodernen Gesellschaften.

Sein Werk *La logique de l'honneur. Gestion des entreprises et traditions nationales* (1989), dessen Titel mit ‚Die Logik der Ehre. Unternehmensmanagement und nationale Traditionen‘ übersetzt werden kann, liegt im Überlappungsbereich zwischen dem ersten und dem zweiten Schwerpunkt seiner Forschungen. Es ist 1985 erstmals publiziert worden, dann 1989 in der bekannten und weit verbreiteten Taschenbuchreihe Points in dem renommierten Pariser Verlag Le Seuil erschienen und 1993 neu aufgelegt worden. Es stellt zweifellos das in Frankreich und auch international bekannteste Werk D'Iribarnes dar. Es ist zudem das einzige seiner Werke, das unter dem Titel *Ehre – Vertrag – Konsens. Unternehmensmanagement und Nationalkulturen* (2001) ins Deutsche übersetzt wurde. Es liegt darüber hinaus auch in Übersetzungen ins Niederländische, Chinesische, Spanische und Arabische vor. Ausgehend von drei Unternehmenskulturen – Frankreichs, der USA und der Niederlande –, stellt D'Iribarne in diesem Buch die für die interkulturelle Forschung im ökonomischen Bereich grundlegende Frage nach dem Stellenwert national-kultureller Wert- und Lebensvorstellungen für die Organisationsstruktur und das Management von Unternehmen, die zunehmend in einen globalen Markt eingebunden sind und in wachsendem Maße eine multikulturelle Belegschaft aufweisen. Die vier großen Kapitel des Buches umreißen am Beispiel

Frankreichs, der USA und der Niederlande auf der Grundlage empirischer Forschungen drei ‚Modelle‘ der national-kulturellen Prägung von Unternehmenskulturen und werfen im letzten Kapitel die Frage nach dem Bezug von universellen Prinzipien und lokalen Traditionen (251–263) auf. Die von D’Iribarne verfolgte Methode ist nicht quantitativ ausgerichtet, sondern basiert auf der Auswertung qualitativer Interviews und teilnehmender Beobachtungen nach den Kriterien anthropologisch-ethnographischer Forschung. Die Interpretation gewonnener Beobachtungen im Unternehmensbereich erfolgt auf der Grundlage von historischen und soziokulturellen Parametern, die nicht zahlenbasiert sind, sondern auf einer eingehenden Kenntnis des historischen und sozialen Kontextes und der ihn bestimmenden Sozialisationsformen beruht. D’Iribarnes Ansatz ist somit interpretativ-hermeneutisch und schlägt einen dezidiert anderen Weg ein als die zunehmend stärker quantitativ und statistisch ausgerichtete sozialwissenschaftliche Forschung sowie die von den Ansätzen Hofstede geprägte Forschungstradition in der Interkulturellen Kommunikation. Für ihn sind Werte, Kommunikationsstile, Interaktionsformen, Handlungslogiken, Identifikationsmuster, Lebensvorstellungen und Sozialisationsstrukturen für die Analyse von Unternehmenskulturen entscheidende Konzepte und Parameter. D’Iribarne ist davon überzeugt, dass nicht die quantitativ-serielle Erhebung und Auswertung von empirischem Zahlenmaterial und Statistiken, sondern weit eher das ethnographische Beobachten sowie das hermeneutische Verstehen von Situationen und Handlungsmustern valide Ergebnisse für die interkulturelle Forschung und Lehre hervorbringen können (vgl. zum methodischen Vorgehen auch D’Iribarne 2011, D’Iribarne 2012, Mandel 2012) – auch wenn diese Vorgehensweise angesichts der vor allem in den anglo-amerikanischen Sozialwissenschaften valorisierten (bzw. geradezu ‚fetischisierten‘) quantitativ-statistischen

Ansätze weniger ‚wissenschaftlich‘ erscheinen mag.

Im Zentrum von *La logique de l’honneur* steht die Unternehmenskultur eines französischen Großunternehmens, dessen Standorte in Frankreich, den USA und den Niederlanden in vergleichender Perspektive untersucht werden. „In den USA,“ so D’Iribarnes Schlussfolgerung im Anschluss an detaillierte, auf Fallstudien von Unternehmen basierte Analysen, „stehen im Gewissen Ehrlichkeit und Vertragstreue im Vordergrund; in den Niederlanden ist es die Integration in die Gemeinschaft, in Frankreich das Ehrgefühl“ (260). Diese grundlegenden Denk- und Handlungsschemata beeinflussen, so D’Iribarne, das gesellschaftliche Zusammenleben ebenso wie die spezifische Ausprägung von Unternehmenskulturen und die Formen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Die für Frankreichs Kultur charakteristische ‚Logik der Ehre‘, die der französischen Originalausgabe seines Werkes den Namen gegeben hat, sei, so D’Iribarne, in starkem Maße unterschwellig von einem *formal* längst (seit der Französischen Revolution) überwundenen korporatistischen Denken geprägt und impliziere eine „anspruchsvolle Logik, sowohl hinsichtlich der Pflichten, die sie vorschreibt, als auch hinsichtlich der Privilegien, die man in ihrem Namen verteidigt“ (21). Anders als Kulturen, die vertragsorientiert sind (wie die USA) oder konsens- und konzertationsorientiert (wie die Niederlande), sind in der französischen (Unternehmens-)Kultur das Selbstwertgefühl von Gruppen und Berufsständen, Diplome, Prüfungen und Initiationsriten, ein emotionales Verhältnis zur Arbeit, informelle Arrangements und persönliche Beziehungen von herausragender Bedeutung. Dies führe dazu, so D’Iribarnes Feststellung, „dass man sich ‚verantwortlich fühlt‘, sobald man eine bestimmte Macht besitzt, auch wenn sie rein informeller Natur ist. Diese Elemente begründen eine Form der Koordination, die durchaus effizient sein kann, wenn man sie richtig handhabt“ (106). Und er unterstreicht im Kapitel

„Unternehmensführung à la française“ seines Buches: „Stärker als Arbeitnehmer anderer Länder fühlen sie [französische Arbeitnehmer*innen] sich für *ihre* Arbeit verantwortlich, ohne zu erwarten, dass man Aufgaben und Ziele für sie festlegt“ (127).

Die Veröffentlichung der Erstausgabe von *La logique de l'honneur* liegt über 30 Jahre zurück und erfolgte vor der vierten Phase beschleunigter Globalisierung, die zu Beginn der 1990er Jahre mit der Uruguay-Runde der GATT-Verhandlungen, der Liberalisierung des Welthandels und dem Aufstieg Chinas zu einer der führenden Industrie- und Handelsnationen der Welt einsetzte. Sind seine Vorgehensweise und seine grundlegenden Hypothesen weiterhin von Aktualität? Zahlreiche Rezensionen zu seinen Werken und er selbst haben Antworten auf diese Frage gegeben. D'Iribarne verweist im Vorwort seines 2022 mit mehreren Kolleg*innen publizierten Buches *Cultures et management international. Un nouveau paradigme* (D'Iribarne / Segal / Henry / Tréguer-Felten 2022) auf die paradoxe Entwicklung der Globalisierung in den letzten Jahren, die in der Publizistik und der wissenschaftlichen Forschung mit Begriffen wie ‚De-Globalisierung‘ und ‚Bruch‘ oder ‚Zäsur‘ des Globalisierungsprozesses gefasst werden. Gemeint ist hiermit, wie D'Iribarne und seine Co-Autor*innen im Vorwort des genannten Buches – das eine Art Fortschreibung von *La logique de l'honneur* darstellt – betonen, dass die zunehmende mediale und technologische Vernetzung der Gesellschaften und Ökonomien des Globus einhergeht mit Phänomenen der industriellen Relokalisierung sowie sich verstärkenden Prozessen des mentalen und kulturellen Widerstandes gegen als universell verstandene westliche Werte und Praktiken, im politischen und sozialen, aber auch im Unternehmensbereich (D'Iribarne / Segal / Henry / Tréguer-Felten 2022:7–14). D'Iribarne und seine Co-Autor*innen erwähnen gleichfalls in der Schlussfolgerung ihres Buches, dass die Zusammensetzung der Belegschaft vor allem in Großunterneh-

men seit den 1980ern in wachsendem Maße multikultureller geworden sei, mit einem deutlich gestiegenen Anteil an bilingualen und bikulturell sozialisierten Mitarbeiter*innen. Dies habe jedoch nicht zu einem Rückgang des Stellenwerts spezifischer (national-)kultureller Werte und Handlungsmuster geführt, deren Vernachlässigung oder gar ‚Leugnung‘ („dénî“) durch Institutionen wie die EU-Kommission und die Weltbank, so die Autor*innen, „gravierende Konsequenzen“ in politischer und sozialer Hinsicht nach sich gezogen habe (D'Iribarne / Segal / Henry / Tréguer-Felten 2022:317–322).

Literatur

Bourdin, B. / D'Iribarne, P. (2022): *La Nation. Une ressource d'avenir*. Perpignan: Éditions Artège.

D'Iribarne, P. (2001): *Ehre – Vertrag – Konsens. Unternehmensmanagement und Nationalkulturen*. Frankfurt/Main, New York: Campus-Verlag.

D'Iribarne, P. (2003): *Le Tiers-monde qui réussit: Nouveaux modèles*. Paris: Odile Jacob.

D'Iribarne, P. (2006): *L'Étrangeté française*. Paris: Éditions du Seuil.

D'Iribarne, P. / Henry, A. (2007): *Successful Companies in the Developing World. Managing Synergy with Cultures*. Paris: Agence française de développement.

D'Iribarne, P. (2008): *Penser la diversité du monde*. Paris: Éditions du Seuil.

D'Iribarne, P. (2009): *L'épreuve des différences*. Paris: Éditions du Seuil.

D'Iribarne, P. (2010): *Les Immigrés de la République: Impasses du multiculturalisme*. Paris: Éditions du Seuil.

D'Iribarne, P. (2011): How to use ethnographical case studies to decipher national cultures. In: Piekkari, R. / Welch,

C. (Hrsg.): *Rethinking the Case Study in International Business and Management Research*. Cheltenham: Edward Edghar, S. 453–473.

D'Iribarne, P. (2012): *Managing Corporate Values in Diverse National Cultures. The Challenge of Differences*. London: Routledge.

D'Iribarne, P. (2013): *L'Islam devant la démocratie*. Paris: Gallimard.

D'Iribarne, P. (2014): *Theorising National Cultures*. Paris: Agence française de développement.

D'Iribarne, P. (2019): *L'Islamophobie : intoxication idéologique*. Paris: Albin Michel.

D'Iribarne, P. (2022): *Le Grand déclassément. Pourquoi les Français n'aiment pas leur travail !* Paris: Albin Michel.

D'Iribarne, P. / Segal, J.-P. / Chevrier, S. / Henry, A. / Tréguer-Felten, G. (2022): *Cultures et management international : Un nouveau paradigme*. Paris: Presses des Mines/Transvalor.

Mandel, E. (2012): The French culturalist way: an interpretative approach on 'national culture.' *M@n@gement* 15(4), S. 441–451.



**Edward T. Hall
(1992): *An Anthropology of Everyday Life. An Autobiography*.
New York, Doubleday.**

Alois Moosmüller

In seiner Autobiographie erzählt Edward T. Hall (1914–2009) Episoden aus seinem Leben, von der Kindheit bis zu seinen mittleren Lebensjahren in den 1950ern. Das Buch liest sich wie ein Bildungsroman. Die Ereignisse in Halls verschiedenen Lebensphasen bringen Erkenntnisse hervor, die sich zu einem immer tieferen Verständnis der kulturell gebundenen Existenz des Menschen verdichten. Als wäre Halls Leben von einer Art heimlichem Bildungsplan geleitet, entwickelt es sich von einer Lernstufe zur nächsten bis hin zur Formulierung seiner Theorie vom kulturell limitierten Menschen. In den 1970er Jahren begründete Halls Theorie das neue Fachgebiet Interkulturelle Kommunikation. Bemerkenswert ist, dass Hall diesen Erfolg seines Schaffens in seiner Biographie mit keinem Wort erwähnt, aber ausgiebig darüber klagt, dass sein „bahnbrechender Ansatz“ von der Kulturanthropologie ignoriert worden sei.

Hall erlebt eine harte Kindheit, mit existentiellen Unsicherheiten und emotionalen Nöten, dem häufigen Wechsel von Schulen und Freunden, der Scheidung der Eltern. Er fühlt sich einsam, nirgendwo zugehörig, sucht die Nähe zu anderen Außenseitern. Nach der Highschool geht er zum Studium nach Paris, macht kulturschockartige Erfahrungen, kehrt nach wenigen Monaten in die USA zurück und beginnt an der Universität Denver zu studieren.

Enttäuscht von der „weltfremden Theorielastigkeit“ wendet er sich vom Studium ab, nimmt einen Job beim Indian Service (einer Hilfsorganisation der Regierung für die Indian Reservates)

an, um in den Navajo und Hopi Reservaten Straßen- und Dammbauprojekte durchzuführen. Der 19-jährige Hall taucht in eine völlig andere Welt ein, erlebt sich im Vergleich mit den „Indians“ als „völlig anders“, muss sich ganz neu orientieren. Er ist ausdauernd, geduldig, lernt, das Verhalten der „Indians“ richtig zu deuten, kommt immer besser zurecht, entwickelt Respekt und Bewunderung gegenüber der „völlig anderen Kultur“ der Navajos und der Hopis. Er geht eigene Wege, oft gegen den Widerstand des Indian Service, und ist damit erfolgreich. Die „Indians“ vertrauen ihm. Gemeinsam mit ihnen kann er Probleme lösen, die Projekte voranbringen. Er weiß jetzt: Sich zu ändern und von den eigenen Maßstäben und Erwartungen zu distanzieren, bringt Vorteile. In der Behörde Indian Service wird das anders gesehen. Kulturelle Differenz wird ignoriert, ändern müssten sich die „Indians“, nicht die Weißen. Hall sieht sich aber nicht als Vertreter des weißen Amerikas, er fühlt sich als Außenseiter. Das ist jetzt sein Vorteil.

Nach vier Jahren beim Indian Service (in denen er jeweils im Sommer in den Reservaten tätig war, Hall 1994) setzt er das Studium der Archäologie an der University of Arizona in Denver fort, geht nach dem Masterabschluss an die Columbia University, wo er 1942 in Anthropologie promoviert wird.¹ Er bewundert Arbeiten von Ralph Linton, des Psychoanalytikers und Anthropologen Abram Kardiner und besonders die Nationalcharakterstudien von Ruth Benedict und Rhoda Metraux.

1943 meldet er sich zum freiwilligen Dienst bei der Armee. Man überträgt ihm Führungsaufgaben in einem ausschließlich aus afroamerikanischen Soldaten bestehenden Techniker-Regiment, das zuerst in Frankreich, dann auf den Philippinen eingesetzt wird. Kann er an seinen Erfolg als Führungskraft bei den Navajos und Hopis anknüpfen? Wird die Strategie, Untergebene als Partner zu sehen, ihre Kultur wertzuschätzen und sich anzupassen, Entscheidungsräume

offen zu lassen, auch in einem militärischen Kommandosystem zu Kriegszeiten funktionieren? Wohl eigentlich nicht! Und doch! Er ist flexibel. Er kommandiert nicht, er erklärt, macht Abläufe verstehbar, bleibt menschlich und vor allem respektiert er die Kultur der schwarzen Amerikaner. Er versteht, dass bei seiner Mannschaft eigene, von der weißen Mehrheitskultur deutlich verschiedene Regeln, Muster und Konventionen vorherrschen. Die andere Kultur respektieren und sich anpassen, bleibt auch unter den völlig veränderten Rahmenbedingungen seine Formel für erfolgreiches Führungsverhalten.

Nach Kriegsende geht Hall für drei Monate auf die Truk-Inseln in Mikronesien (heute Chuuk), um für ein Entwicklungs- und Demokratisierungsprojekt, das von der Navy geleitet wird, eine Expertenempfehlung zur ökonomischen und kulturellen Situation auf Truk zu erarbeiten. Hall findet schnell Zugang zu wichtigen Personen des Atolls, baut Vertrauen auf, macht sich mit der lokalen Kultur vertraut, lernt schnell die zentralen Kulturmuster verstehen und kann respektvoll mit den Einheimischen kommunizieren. Zwischen den Insularen und der Navy gibt es gravierende Kommunikationsprobleme. Seine Erläuterungen zur Alltagskultur und zu verborgenen Verhaltensmustern werden vom Navy-Kommando jedoch ignoriert. Es gelingt ihm nicht, die selbstgewissen Einstellungen und Verhaltensweisen der Navy-Vertreter zu verändern. Für Hall ist klar: Ohne Kenntnis der „behavioral and attitudinal infrastructure“ einer Gesellschaft werden Entwicklungsmaßnahmen scheitern.

Hall wird Dozent an der Universität Denver. Er ist in ein Projekt involviert, bei dem tödliche rassistische Übergriffe der Polizei auf Angehörige ethnischer Minderheiten untersucht werden. Hall will die Betroffenen hören, ihre Anliegen ernst nehmen, sich für die Verbesserung ihrer Lage und für mehr Schutz vor polizeilichen Übergriffen einsetzen. Stattdessen wird versucht, die Stadt Denver vor Imageschaden zu bewahren, Rassismus

kleinzureden und die Aktionen der Polizei zu rechtfertigen. Wieder erlebt Hall, wie die institutionelle und kulturelle Macht der Dominanzgesellschaft mit größter Selbstverständlichkeit ausgeübt wird und wie wenig es selbst an der Universität gelingt, umzudenken, kulturelle Andersheit zu respektieren und sich für die Rechte von Minderheiten einzusetzen.

Für Hall zählen lebenspraktische Veränderungen. Er lehnt die akademische Distanzierung vom „wirklichen Leben“, das Theoretisieren ohne praktischen Bezug, vehement ab. Auf Vermittlung seines Freundes Erich Fromm wechselt er an das Bennington College in Vermont. Fromm will mit Hall ein Seminar zum Thema „How to live right“ entwickeln. Eine Verbindung von akademischer Lehre und Alltagsleben scheint möglich. Auch wenn das Seminar letztlich nicht zustande kommt, schaffen die Tätigkeit am College und die Begegnung mit ganz unterschiedlichen Denkansätzen und Konzepten wesentliche Voraussetzungen für den nächsten großen Schritt, den Hall auf seinem Lebensweg macht.

Er wechselt an das Foreign Service Institut (FSI), eine neu gegründete Einrichtung des Außenministeriums, um Spezialist:innen auf ihren Einsatz in Entwicklungsländern vorzubereiten. Dort bringt er seine umfangreichen Erfahrungen als Führungskraft und Projektmanager in unterschiedlichen kulturellen Kontexten ein. Aber die Teilnehmenden sind überfordert, können mit seinem Wissen über fremde Kulturen nichts anfangen. Sie müssen erst die eigene kulturelle Determiniertheit erkennen und überwinden. Dazu braucht Hall eine praktikable Theorie, die ermöglichen soll, sich der eigenen unbewussten Kultur bewusst zu werden, und die Kultur der Einsatzregion erlernbar zu machen. Die Teilnehmenden am FSI sind technisch ausgebildet und können mit abstrakten Theorien nichts anfangen, sie brauchen „etwas Handfestes“. Zusammen mit dem Linguisten George Trager versucht er, eine Art universeller Kulturgrammatik zu entwickeln, mit der

andere Kulturen wie eine Sprache gelernt werden können. Hall hält seine Theorie für bahnbrechend, weil sie ermöglichen soll, die impliziten Strukturen von Kultur und damit auch die Einschränkungen der eigenen, unbewussten Kultur determiniertheit zu erfassen.

Die „innovative und produktive“ Tätigkeit am FSI wird jedoch nach wenigen Jahren durch die Bürokratie und durch „McCarthy-Inquisitoren“ massiv behindert. Hall ist entmutigt. Er leidet zudem darunter, dass sein Ansatz in der Kulturanthropologie keine Resonanz findet. Er braucht Hilfe und begibt sich in psychoanalytische Therapie. Sieben Jahre Psychoanalyse helfen ihm, sein lebenspraktisch fundiertes Wissen über den Einfluss von Kultur auf das Verhalten und über den erfolgreichen Umgang mit Menschen aus anderen Kulturen zu ordnen und zu neuen Erkenntnissen zu kommen. Es gelingt ihm, die unbewusste Allgegenwart von Kultur und ihre Vermengung mit dem individuellen Unbewussten begrifflich zu fassen. Er sieht den Menschen als Gefangenen seiner unbewussten Kultur und Verhaltensmuster, aus denen er sich aber befreien kann, wenn er sich der unbewussten Strukturen und Muster bewusst wird. Aus dem psychoanalytisch unterlegten Reflexionsprozess entsteht seine Theorie der Kulturbedingtheit menschlichen Verhaltens, die 1959 im Buch *The Silent Language* (das vielen als Gründungsdokument der neuen Fachrichtung Interkulturelle Kommunikation gilt) publiziert wird. Für ihn gibt es keine Trennung zwischen Persönlichkeit und Kultur. Selbsterkenntnis ist mit dem Erkennen der impliziten Kultur untrennbar verbunden und umgekehrt ist Kulturkenntnis die Voraussetzung für ein besseres Verständnis des Selbst. „Das richtige Leben“ bietet und verlangt fortwährendes Lernen, persönliches Wachstum und friedliches Miteinander. Mit der Feststellung „my entire life has been therapeutic“ beendet Hall seine Autobiographie.

Wie ein Archäologe hat Edward T. Hall Erlebnisse und Ereignisse aus seiner eigenen Lebensgeschichte ausgegraben und

sie in einen bedeutsamen Zusammenhang gebracht. Alle Erfahrungen, seien sie gut oder schmerzhaft, werden als notwendig und sinnvoll dargestellt, als habe sich sein Leben nach einem heimlichen Skript entfaltet. Zwei Themen sind dabei von zentraler Bedeutung: Zum einen das Unbewusste in seinen individuellen und kulturellen Dimensionen und zum anderen Halls Beziehung zur Kulturanthropologie. Beide Themen sind miteinander verbunden. Die Wechselwirkung von Kultur und Persönlichkeit war das vorherrschende Paradigma in der amerikanischen Kulturanthropologie der 1930er und 1940er Jahre. Man untersuchte Strukturen des Alltagslebens, fertigte „Nationalcharakterstudien“ an und versuchte, „Kulturgrammatiken“ zu erstellen. Hall bewegte sich also mit seinem Ansatz durchaus innerhalb der Kulturanthropologie. Allerdings beschreibt er sich als randständig. Er beklagt, für seine Auslegung der Psyche-Kultur-Wechselbeziehung, die das eigene Unbewusste in all seinen Dimensionen einbezieht, in der Kulturanthropologie keine Anerkennung gefunden zu haben. Wie für andere Kulturanthropolog:innen auch, war für ihn die ethnographische Felderfahrung, das existentielle Exponiert-Sein in einer fremden Kultur, die Basis jeder forschenden Beschäftigung mit Kultur. Was seinen Ansatz jedoch von der Kulturanthropologie unterscheidet, ist die Integration psychoanalytischer Selbsterkenntnis in die Kulturanalyse, ist sein Modell der Verwobenheit von individuellem und kulturellem Unbewussten. Sein Fokus war das kulturell determinierte Individuum, sein Bemühen galt der persönlichen Veränderung bzw. Befreiung durch das Erkennen des eigenen kulturellen Unbewussten: „Leben als Therapie“.

Literatur

Hall, E. T. (1994): *West of the Thirties: Discoveries among the Navajo and Hopi*. New York: Doubleday/Anchor Books.

Endnote

1. In der Autobiographie wird weder das Thema noch der/die Betreuer*in seiner Ph.D. Dissertation an der Columbia University von 1942 genannt. In den University of Arizona Libraries, Special Collections, findet sich ein Hinweis auf das Thema seiner Dissertation: *Early Stockaded Settlements in Governador, New Mexico: A Marginal Anasazi Development from Basket Maker III to Pueblo I Times*.



John W. Berry /
Ype H. Poortinga /
Marshall H. Segall /
Pierre R. Dasen (1992):
Cross-Cultural Psychology. Research and Applications. Cambridge, MA: Cambridge University Press.

Stefan Strohschneider

Im deutschsprachigen Raum war und ist interkulturelle Kommunikation durch kulturwissenschaftliche und philologisch orientierte Zugänge geprägt. Für Quereinsteiger machte und macht das den Zugang nicht immer ganz einfach, egal ob sie an wirtschaftswissenschaftlichen Fragen arbeiten oder eher aus sozial- und verhaltenswissenschaftlichen Forschungstraditionen kommen. Als ich selbst in den Jahren 1991/92 an der Projektgruppe „Kognitive Anthropologie“ der Max-Planck-Gesellschaft in Berlin arbeitete und meine Begeisterung für das Thema „Kultur und Psyche“ entdeckte, musste ich mir das dafür notwendige Wissen sehr mühsam zusammenklauben. Die 1992 erstmals erschienene Monographie *Cross-Cultural Psychology* von Berry, Poortinga, Segall und Dasen wurde da zu einem hochwillkommenen Werk, das versprach, eine Brücke über disziplinäre Grenzen zu schlagen und (inter-)kultu-

relle Phänomene für einen strengeren empirischen Zugang zu öffnen.

Vielleicht ist, bevor ich auf das Buch selbst eingehe, ein kurzer Blick zurück interessant: Die Cross-Cultural Psychology (CCP, im Deutschen meist – nicht ganz zutreffend – als „kulturvergleichende“ Psychologie bezeichnet) hatte sich seit den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts allmählich an der Schnittstelle zwischen Kulturanthropologie und Psychologie entwickelt. Mitte der 1980er hatte dieses Projekt den Status einer eigenständigen (psychologischen) Teildisziplin erreicht, mit einer Fachgesellschaft, regelmäßigen Tagungen, einer international rezipierten Fachzeitschrift sowie den ersten Lehrbüchern (Segall 1979; Triandis 1979).

Eigentlich war die Stoßrichtung der frühen CCP die klassische, naturwissenschaftlich orientierte und experimentell angelegte Mainstream-Psychologie, die glaubte, im psychologischen Labor (vorzugsweise in Europa und den USA), mit Erstsemesterstudierenden als Versuchspersonen, die Psyche *des Menschen* erforschen zu können. Alles was mit Kultur zu tun hatte galt bestenfalls als „Oberflächengekräusel“ und daher irrelevant. Die Protagonisten der frühen, Kultur ernst nehmenden Psychologie empfanden sich, so mein Eindruck, demgegenüber als ausgesprochen progressiv: Sie hatten Forschungserfahrungen in dem, was man heute den globalen Süden nennt, gesammelt, waren fasziniert von der Vielfalt menschlichen Erlebens und Verhaltens, wollten den Experimental-laboren der akademisch verkrusteten Mainstream-Psychologie die bunte Fülle des weltweiten Lebens entgegensetzen, nahmen empirisch nachweisbare Kulturunterschiede als theoretische Herausforderung an und wollten auf diesem Wege eine wirklich universelle Psychologie schaffen, die ihre westlich-bürgerliche Herkunft überwindet.

Als Quintessenz (wenn nicht als Höhepunkt) dieser ersten Phase der CCP erschien nun 1992 die Monographie

Cross-Cultural Psychology (2002 und zuletzt 2011 kam es zu überarbeiteten Neuauflagen) – ein aus mehreren Gründen enorm ambitioniertes Buchprojekt. Da wäre zunächst die Tatsache zu nennen, dass hier vier Autoren unterschiedlicher Herkunft und mit unterschiedlichen theoretischen Interessen gemeinsam ein Buch schreiben und gemeinsam die Verantwortung für den gesamten Text übernehmen: John Berry, Kanadier, heute noch bekannt durch sein Akkulturationsmodell, hat Wurzeln in der Humanökologie und in der Analyse von Prozessen der funktionalen Adaptation von Menschen und Menschengruppen an ihre jeweiligen Lebensbedingungen. Ype Poortinga dagegen, Niederländer, steht in der niederländischen psychonomischen Tradition und war vor allem an methodischen Problemen, Methodenbiases und Messäquivalenzen interessiert. Marshall Segall, US-Amerikaner, war am stärksten von den Vieren durch Kulturanthropologie und Ethnologie beeinflusst, war früh durch seine Untersuchungen zur Kulturabhängigkeit elementarer Wahrnehmungsvorgänge berühmt geworden („carpentered world hypothesis“) und wurde später zum entschlossenen Kämpfer gegen den Rassismus. Pierre Dasen, Schweizer, stammte aus der Genfer Schule der von Jean Piaget geprägten Entwicklungspsychologie und arbeitete vor allem zum Thema kindliche kognitive Entwicklung. Interessant ist, dass offenbar alle vier Autoren als junge Wissenschaftler in den 1960er Jahren an Forschungsprojekten in Afrika teilgenommen hatten und so gewissermaßen interkulturell initiiert wurden.

Das Buch selbst ist eine dreiteilig angelegte *Tour d'horizon*, geleitet von der Frage, welche Erlebens- und Verhaltensvielfalt, die im eigenen Labor nie sichtbar wird, durch kulturvergleichende Untersuchungen nachgewiesen werden kann und wo die gängigen Theorien bei der Erklärung dieser Vielfalt versagen. Im ersten und für die Rezeptionsgeschichte sicherlich wichtigsten Teil „similarities and differences“ werden die Ergebnisse

kulturvergleichender Untersuchungen zu Entwicklung, Sozialverhalten, Persönlichkeit, Kognition und Sprache dargestellt und zusammengefasst. Hier findet man viel von dem Material zusammengetragen, das für die Erklärung interkultureller Missverständnisse aus verhaltenswissenschaftlicher Perspektive nutzbar gemacht werden kann. Beispiele sind etwa die sehr übersichtliche Darstellung von Untersuchungen zur Konformitätsdynamik in Gruppen oder die Diskussion verschiedener Erziehungsstile mit ihrer je unterschiedlichen Gewichtung von Erziehung zur Selbständigkeit und Verantwortungsübernahme bzw. Gehorsam und „Einfügbereitschaft“. Auch wenn die Darstellung im ersten Teil des Buches eher forschungsorientiert daherkommt, ist die Relevanz für die interkulturelle Kommunikation offensichtlich. Gleiches gilt für die auch heute noch aktuelle Diskussion um die Definition des Selbst im Spannungsfeld von Independenz und Interdependenz (Markus / Kitayama 1991). Von eher wissenschaftshistorischem Interesse sind die Kapitel zur kulturellen Relativität von Wahrnehmungsprozessen und kognitiven Stilen – beides Themenfelder, die in der Gegenwart kaum mehr bearbeitet werden. Interessant ist übrigens, dass das Thema „Werte und Wertsysteme“, das später vor allem im „International Management“ so überaus bedeutsam werden sollte, hier eine (wie ich finde: zu Recht) untergeordnete Rolle spielt.

Im zweiten Teil des Buches, „research strategies“, geht es zunächst um einen psychologischen Kulturbegriff und, damit zusammenhängend, um die Beziehungen zwischen Psychologie und Ethnographie, kognitiver Anthropologie und evolutionstheoretischen sowie biologischen Theorieperspektiven. Natürlich fehlt auch ein methodisches Kapitel zu den statistischen Problemen des Messens und Vergleichens nicht. Der dritte Teil, „applying research findings“, ist angewandten Themen gewidmet. In sechs Kapiteln geht es um Akkulturationsprozesse, um Multikulturalität, Heterogenität und Identität, um Gesundheit und

Krankheit, aber auch um die Arbeits- und Organisationspsychologie sowie natürlich um die interkulturelle Kommunikation und interkulturelles Training. Ein abschließendes Kapitel kritisiert den Universalitätsanspruch der westlichen Psychologie und diskutiert die Überlegungen zu „indigenous psychologies“.

Was bei der ersten Lektüre des Buches ebenso auffällig war wie bei der erneuten Durchsicht heute ist der ungeheure erkenntnistheoretische Optimismus, der die Darstellung durchzieht. Für die Autoren scheint es ganz selbstverständlich, dass mit dem quantitativen Methodeninventar der Psychologie – sorgfältig justiert und um qualitative ethnographische Methoden erweitert („Cross-cultural psychologists will inevitably need to have a good grasp of how to conduct ethnographic work in the field“, 171) – eine bessere, weil vollständigere Wissenschaft vom Menschen betrieben werden kann. Dass Vergleiche zwischen Gruppen von Menschen, die unterschiedlichen Kulturen zugerechnet werden können, möglich sind und der Motor der Erkenntnis, gehört zum axiomatischen Grundbestand der CCP.

Immer noch angemessen wirkt auch der emanzipatorische Charakter des Werkes. Die Autoren wenden sich vehement gegen die ethnozentrische Interpretation von „Unterschieden“ als „Defizite“ und gegen die Bewertung von Kulturen generell. Stattdessen wird ein funktionales Denken propagiert, das in kulturellen Normen, Routinen und Wissensbeständen vor allem Problemlösungsversuche sieht, die von einer Gemeinschaft als funktionierend bewertet werden. Auch das kann als Versuch verstanden werden, den im 20. Jahrhundert so heftig aufgebrochenen Graben zwischen (Kultur-) Anthropologie und Psychologie zu überbrücken.

Natürlich spielen moderne Debatten um Ethnizität und Identität, um Aneignung und Diskriminierung in einem Buch von 1992 noch keine Rolle. Erstaunlich naiv erscheint mir aber doch der Umgang mit

dem Kulturbegriff. Zwar werden Kulturdefinitionen aus der Anthropologie der Zeit („shared way of life“) durchaus rezipiert und diskutiert, wird Kultur als Interaktionsphänomen beschrieben, aber in der konkreten Forschungspraxis in der Regel doch als Mitgliedschaft in einer „Nation“ oder einer sprachlich homogenen oder aber naturräumlich umgrenzten Gruppe realisiert. Nichtsdestotrotz war die Lektüre des Bandes in den 1990er Jahren ebenso aufregend und stimulierend, wie sie heute noch horizonterweiternd wirkt.

Literatur

Markus, H. R. / Kitayama, S. (1991): Culture and the Self: Implications for Cognition, Emotion, and Motivation. *Psychological Review* 98(2): S. 224–253. <https://doi.org/10.1037/0033-295X.98.2.224>

Segall, M. H. (1979): *Cross-cultural psychology: human behavior in global perspective*. Monterey, CA: Brooks/Cole Pub.

Triandis, H. C. (1979): *Handbook of Cross-Cultural Psychology*. Boston: Allyn and Bacon.



**John W. Berry:
Akkulturations-
strategien.**

Roman Lietz

Es ist 2022 und wir reden über Integration, eine der – weltweit – zentralen Herausforderungen dieser Jahre. Die interkulturellen Studien, mit ihrem interdisziplinären Mix, stellen sich ihr und bereichern den Diskurs darüber.

Doch reisen wir ein halbes Jahrhundert zurück. Es waren die 1970er. Die Anerkennung von Pluralität und Akkulturation in ihren verschiedenen Ausprägungen war – weltweit – ein zumeist ignoriertes Versuchsfeld. In Maos China herrschte eine brutale „Kulturrevolution“ der Gleichschaltung. In Südafrika eskalierte beim Aufstand in Soweto ein Apartheidsregime. Und in der Bundesrepublik Deutschland befand man sich trotz 15 Jahren Erfahrung als Gastarbeiterland immer noch in einem integrationspolitischen „Tiefschlaf“ (Bade 2007:37). Jedoch in Kanada war an der Queen’s University in Kingston, Ontario, ein junger Psychologe, frisch promoviert in Edinburgh, zum Professor berufen worden: John Widdup Berry (*1939). Er entwarf (wohl) 1974 ein simples aber einschlägiges Modell, um sinnvoll mit Akkulturationsstrategien und -maßnahmen umzugehen. Dieses Modell ist seitdem unzählige Male zitiert und kopiert worden und wird noch heute als Referenz für die Systematisierung von Akkulturationsstrategien verwendet.

Von Akkulturation wird gesprochen, wenn (durch Migration, Kolonialisierung oder andere interkulturelle Begegnungen; Berry 1980) Individuen oder Gruppen in einen dauerhaften Kontakt treten, wodurch sich mindestens eine beteiligte Person verändert (Berry 1997:7) – heute wissen wir, dass sich eigentlich immer alle beteiligten Personen verändern. Bis in die 1970er Jahre ist die Akkulturation eindimensional

erfasst worden: Ein*e Migrant*in galt entweder als *assimiliert* oder als *segregiert* (Arends-Tóth / van de Vijver 2004:20). Berrys Modell, welches zunächst noch etwas komplexer designt war (Abb. 1) und erst in seiner spätestens 1992 (Berry 1992:82) hervorgebrachten Form große Popularität gewann (Abb. 2), erweitert den Akkulturationskontext um eine zweite Dimension, weshalb es auch bidimensionales Modell genannt wird (Arends-Tóth / van de Vijver 2004:20).

Berry formuliert zwei simple Fragen (Abb. 2): (1) „Is it considered to be of value to maintain cultural identity and characteristics?“ (Deutsch, vereinfacht: „Wird die Herkunftskultur beibe-

halten?“); (2) „Is it considered to be of value to maintain relationships with other groups?“ (Deutsch, vereinfacht: „Wird Kontakt zur Aufnahmegesellschaft aufgenommen?“). Daraus ergeben sich vier Akkulturationsstrategien: Klar ist, dass Personen, die nur in ihrer Herkunftskultur verhaftet bleiben *separiert* sind (Stichwort Parallelgesellschaft), und dass – im Gegensatz dazu – Personen, die ihren kulturellen Rucksack (Sprache, Bräuche, Religion, ...) gänzlich ablegen und Umgangsweisen der Zielkultur adoptieren, *assimiliert* sind. Neu ist jedoch, dass es Mischformen gibt: Personen, die beides tun, die Ressourcen der Herkunftskultur bewahren und durch

QUESTION 1 Retention of Identity?	QUESTION 2 Positive Relations?	QUESTION 3 Choice by Ethnic Group?	PATTERN	
			Number	Name
"YES"	"YES"	"YES"	1	Integration (Democratic Pluralism)
		"NO"	2	Paternal Integration (Inclusive segregation)
	"NO"	"YES"	3	Rejection (Self-segregation)
		"NO"	4	Exclusive Segregation
"NO"	"YES"	"YES"	5	Assimilation 1 (Melting pot)
		"NO"	6	Assimilation 2 (Pressure cooker)
	"NO"	"YES"	7	Marginality
		"NO"	8	Deculturation

Abb. 1: Vorläufer des Akkulturationsstrategien-Modells (Berry 1974:18).

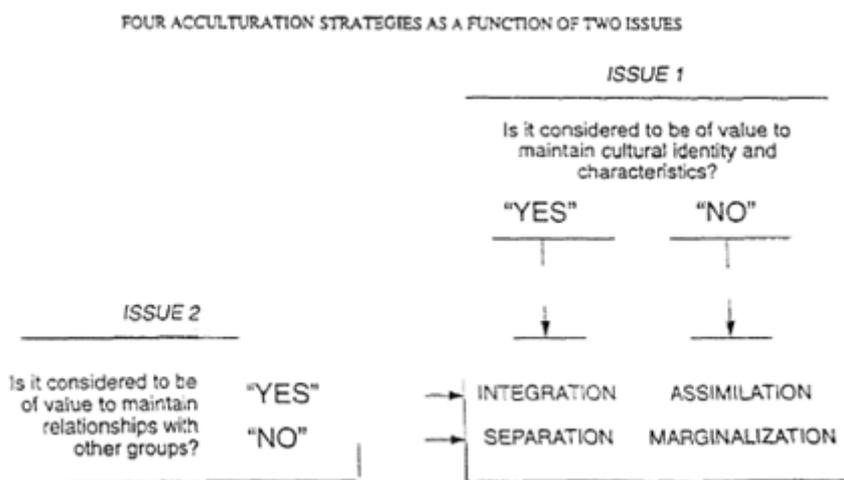


Abb. 2: Das bidimensionale Akkulturationsstrategien-Modell (Berry 1992:82).

neue Ressourcen erweitern. Diese sind *integriert*.

Berry verdanken wir also, dass wir bis heute Integration von Assimilation unterscheiden und dass eine Person nicht erst dann *integriert* ist, wenn sie sich genauso verhält wie eine autochthone Person, sondern dann, wenn sie beide Seiten der sie beeinflussenden Elemente ineinander (und in sich) integriert. Berry (1997:24), Berry / Sam (1997:304), Sam / Berry (2016:526) und zahlreiche weitere Studien (u. a. Nguyen / Benet-Martínez 2013) machen unmissverständlich klar, dass für das Wohlergehen der Migrant*innen die *Integration* als die zu präferierende Strategie gilt.

Neben *Integration*, *Assimilation* und *Separation* gibt es noch eine vierte Strategie, die *Marginalisation*: Diese betrifft Personen, die keine Bezüge zur Herkunftskultur aufrechterhalten (können), die aber auch keine Bezüge zur Aufnahmekultur herstellen. Berry untersuchte diese bereits 1970 am Beispiel einer „erzwungenen Akkulturation“ der australischen *Aboriginals* (Berry 1970:240). *Marginalisation* ist – kaum verwunderlich – die am wenigsten zu präferierende Akkulturationsstrategie (Berry 1997:24), doch Migrationsumstände (z. B. räumliche Isolation oder Ablehnung des Herkunftslandes nach Fluchterfahrung) und die Strukturen der

Aufnahmegesellschaft (z. B. Rassismus oder fehlende Unterstützung, z. B. beim Spracherwerb) können diese unfreiwillige Akkulturationsstrategie fördern. Die Wahl der Akkulturationsstrategie ist für die Individuen nicht unbedingt frei (Berry 1997:9–11). Das berücksichtigend, erweiterte Berry 2001 seine für die individuelle Akkulturation konzipierte Vier-Felder-Matrix um eine weitere, die den Akkulturationsprozess auf gesellschaftlicher Ebene betrachtete (Abb. 3).

Die Ausgangsfragen und Mechanismen sind dieselben, nur spricht er hier etwa von (gesellschaftlichem) *Melting-Pot* (für Gesellschaften, in denen die Zuwanderer*innen sich gänzlich im Mainstream der Gesellschaft auflösen) oder von *Multiculturalism* für Gesellschaften, in denen eine kulturelle Mischung erfolgt, ohne dabei die unterschiedlichen Einflüsse der Herkunftskulturen zu überdecken.

Berry versteht sein Modell nicht statisch und deterministisch bzgl. Geschlecht, Herkunft oder Alter. So kann die präferierte Akkulturationsstrategie im intergenerationalen Vergleich variieren, ebenso wie es möglich ist, dass eine Person im Laufe ihrer Biografie Strategien ändert oder dass in bestimmten Domänen unterschiedliche Strategien gewählt werden (z. B. im beruflichen Kontext *Assimila-*

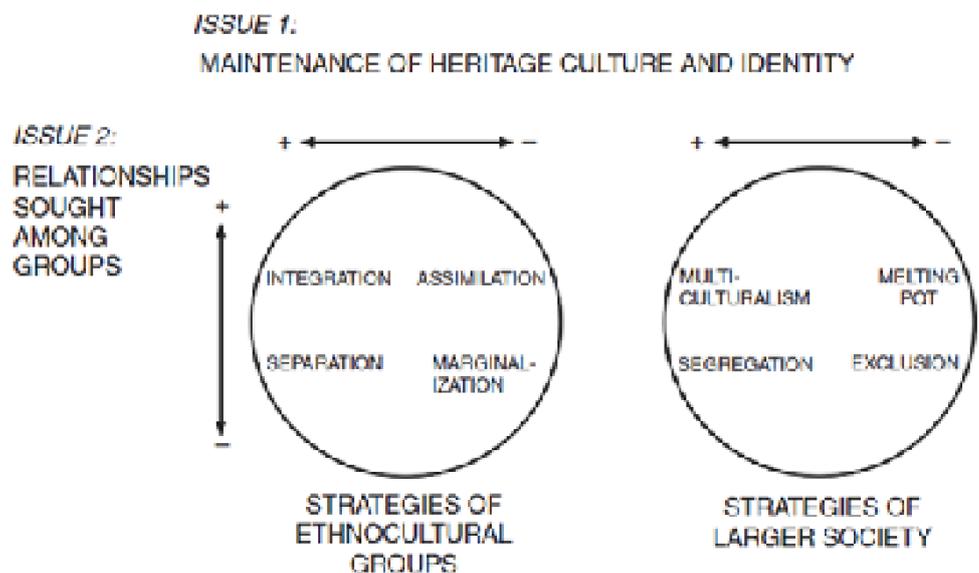


Abb. 3: Akkulturationsstrategien-Modell erweitert um die gesellschaftliche Perspektive (Berry 2019:20).

tion, im privaten Kontext *Separation*) (Berry 1997:12).

Mit seinem Modell traf Berry einen Nerv, und dieses Modell wurde auch von ihm bis in die jüngere Vergangenheit immer wieder und unverändert reproduziert (Berry / Sam 2016:22). Berry hat sich auch mit anderen Themen befasst, insbesondere mit Akkulturations-Stress aus psychosozialer Perspektive (Berry 1992:70; Berry / Sam 1997:302–306). Doch dieses Modell ist sein Masterpiece. Google Scholar errechnet 2022 für Berry einen H-Index von 122 mit mehr als 117.000 Zitationen, die vor allem auf seine Akkulturationsstrategien zurückgehen. Einen H-Index von 90 und höher nach mehr als 30 Jahren Forschung weisen laut Hirsch nur „truly unique individuals“ auf (Hirsch 2005:16571).

Das Akkulturationsstrategien-Modell wurde international in der Wissenschaft, aber gerne auch für Ratgeber, Integrationskonzepte u. ä., rezipiert (in Deutschland z. B. im Integrationskonzept des Landkreises Göttingen 2013:12; in den Materialien für die Basis-Modul-Schulung im ehrenamtlichen Integrationsengagement Niedersachsen 2016:49 und im Integrationsbericht des Landes Baden-Württemberg 2020:15).

In empirischen Arbeiten verwenden Berry sowie einige Nachahmer*innen das Modell nur quantitativ (z. B. Berry et al. 2006; Brown / Zagefka / Tip 2016), was verwundern mag, da Fragen der Zugehörigkeit, Identität und Adaptation sich ebenso qualitativ ergründen lassen. Hier liegt sicher ein Bereich, dem man Aufmerksamkeit schenken kann, zumal Schwartz et al. (2010:4) die Limitation des quantitativen Fokus bereits monierten.

Das Modell hat auch heute noch seine Berechtigung: Entgegen mancher Erwartungen hat die Globalisierung zu keiner kulturellen Homogenisierung und damit Stärkung von Assimilation geführt. Allerdings wünschen sich Sam / Berry (2010:479) eine stärkere Berücksichtigung der Gesellschaften jenseits der

USA und (West-)Europas in der Akkulturationsforschung. Weitere Aspekte, die den Akkulturationsbegriff in neues Licht bringen sind „wachsende internationale Migration und Flucht“, „Urbanisierung“, „kulturelle Pluralisierung von Gesellschaften“ und „internationaler Tourismus“ (Sam / Berry 2016:3).

Einer kritischen Reflexion bedarf sicherlich der bidimensionale Charakter des Modells, bei dem von definierten Ausgangs- und Zielkulturen ausgegangen wird. Ausgehend von Studien zu russisch-jüdischen US-Amerikaner*innen (Birman / Persky / Chan 2010) oder muslimischen senegalesischen Einwanderer*innen im frankophonen Teil Kanadas wurden bereits tri- und mehrdimensionale Erweiterungen diskutiert (Sam / Berry 2016:527), wobei Berry selbst einräumt, dass es mit einer simplen Addition von Kategorien nicht getan wäre (ebd.). Hier landet man schnell bei Boltens *Fuzzy-Culture*-Modell und Zugehörigkeitsgraden statt dichotomen Zuschreibungen (Bolten 2013). Aktuelle Fragestellungen von Superdiversität, Postmigration, Bi- und Multikulturalität sowie alle Verwerfungen, die die ubiquitäre Digitalität auch für Akkulturationsfragen hervorbringt, wurden bisher wenig berücksichtigt. Diese Herausforderungen annehmend kann uns das Akkulturationsmodell von Berry auch noch weitere 25, 50 oder mehr Jahre begleiten.

Literatur

Arends-Tóth, J. / van de Vijver, F. (2004): Domains and dimensions in acculturation: Implicit theories of Turkish–Dutch. *International Journal of Intercultural Relations* 28/2004, S. 19–35.

Bade, K. (2007): Integration. Versäumte Chancen und nachholende Politik. *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Heft 22–23, S. 32–38.

Berry, J. (1970): Marginality, Stress and Ethnic Identification in an acculturated

- Aboriginal Community. *Journal of Cross-Cultural Psychology* 1(3), S. 239–252.
- Berry, J. (1974): Psychological Aspects of Cultural Pluralism: Unity and Identity Reconsidered. *Topics in Culture Learning* vol. 2, S. 17–22.
- Berry, J. (1980): Acculturation as Varieties of Adaptation. In: Padilla, A. (Hrsg.): *Acculturation. Theories, Models and Some Findings*. Boulder: Westview Press, S. 9–26.
- Berry, J. (1992): Acculturation and Adaption in a New Society. In: Siem, H. / Bollini, P. (Hrsg.): *Migration and Health in the 1990s*. Papers presented at the Second International Conference on Migration and Health, S. 69–85.
- Berry, J. (1997): Immigration, Acculturation and Adaption. *Applied Psychology. An International Review* 46(1), S. 5–34.
- Berry, J. (2019): *Acculturation – A Personal Journey across Cultures*. Cambridge University Press.
- Berry, J. / Sam, D. (1997): Acculturation and Adaption. In: Berry, J. / Segall, M. / Kagitçibasi, C. (Hrsg.): *Handbook of Cross-Cultural-Psychology*. 2. Aufl. Bd. 3. Boston: Allyn & Bacon, S. 292–326.
- Berry, J. / Sam, D. (2016): Introduction and Theoretical Perspectives. In: Sam, D. / Berry, J. (Hrsg.): *The Cambridge Handbook of Acculturation Psychology*. 2. Aufl. Cambridge University Press, S. 1–29.
- Brown, R. / Zagefka, H. / Tip, L. (2016): Acculturation in the United Kingdom. In: Sam, D. / Berry, J. (Hrsg.): *The Cambridge Handbook of Acculturation Psychology*. 2. Aufl, Cambridge University Press, S. 375–395.
- Birman, D. / Persky, I. / Chan, Y. (2010): Multiple identities of Jewish immigrant adolescents from the former Soviet Union: An exploration of salience and impact of ethnic identity. *International Journal of Behavioral Development* 34, S. 193–205.
- Bolten, J. (2013): Fuzzy Cultures. Konsequenzen eines offenen und mehrwertigen Kulturbegriffs für die Konzeptualisierung interkultureller Personalentwicklungsmaßnahmen. *Mondial*, Jahressedition 2013, S. 4–10.
- Hirsch, J. (2005): An index to quantify an individual's scientific research output. *Proceedings of the National Academy of Sciences* 102(46), S. 16569–16572.
- Integrationsbericht des Landes Baden-Württemberg (2020). URL: https://sozialministerium.baden-wuerttemberg.de/fileadmin/redaktion/m-sm/intern/downloads/Downloads_PIK/SIM_Landesintegrationsbericht_2020_P14_1.pdf [Zugriff am 27.09.2022].
- Integrationskonzept des Landkreis Göttingen (2013). URL: https://www.landkreisgoettingen.de/fileadmin/eigene_Dateien/Landkreis/Verwaltung/Information_Broschueren_Satzungen/I/Integrationskonzept_fuer_den_Landkreis_Goettingen.pdf [Zugriff am 27.09.2022].
- Materialien für das Basis-Modul-Schulung im ehrenamtlichen Integrationsengagement (2016). URL: <https://soziales.niedersachsen.de/download/122474> [Zugriff am 27.09.2022].
- Nguyen, A.-M. / Benet-Martínez, V. (2013): Biculturalism and adjustment. A meta-analysis. *Journal of Cross-Cultural Psychology* 44(1), S. 122–159.
- Sam, D. / Berry, J. (2010): Acculturation. When Individuals and Groups of Different Cultural Backgrounds meet. *Perspectives on Psychological Science* 5, S. 472–481.
- Sam, D. / Berry, J. (2016): Where are we and where are we headed? In: Sam, D. / Berry, J. (Hrsg.): *The Cambridge Handbook of Acculturation Psychology*. 2. Aufl. Cambridge University Press, S. 525–531.
- Schwartz, S. / Unger, J. / Zamboanga, B. / Szapocznik, J. (2010): Rethinking the

Concept of Acculturation. Implications for Theory and Research. *American Psychological Association* 65(4), S. 237–251.



Tom Koole /
Jan D. ten Thije
(1994): *The Construction
of Intercultural Discourse.
Team Discussions of Edu-
cational Advisers.* Am-
sterdam, Atlanta: Rodopi.

Dominic Busch

“Moreover, when misunderstandings are considered as ‘the’ intercultural moment of intercultural communication it is the analyst who misunderstands communication”. (Koole und ten Thije 1994b:66)

Tom Koole und Jan D. ten Thije wollten im Rahmen ihres gemeinsamen Promotionsprojekts an der Universität Utrecht erforschen, was das berufliche Kommunikationsverhalten von Immigranten ausmacht, denen es gelungen ist, in den Niederlanden erfolgreich beruflich Fuß zu fassen. Fündig geworden sind sie hierzu in Beraterteams, die das Lehrpersonal an Schulen in pädagogischen Fragen unterstützen – einer niederländischen institutionellen Besonderheit. Koole und ten Thije haben vier kleine Teams untersucht, in denen jeweils Mitglieder marokkanischer oder surinamischer Herkunft mit Mitgliedern türkischer und niederländischer Herkunft zusammenarbeiteten. Aufgezeichnet wurden in diesem Kontext im Frühjahr 1990 interne Besprechungen dieser Teams. Ergänzend und triangulierend haben die Autoren anschließend Einzelinterviews mit den Probanden durchgeführt, in denen sie diesen Videoausschnitte aus den zuvor aufgezeichneten Besprechungen zur Reflexion und Diskussion vorgespielt haben. Zusätzlich wurden weitere, narrative und biographische Interviews mit den Probanden aufgezeichnet.

Mit Blick auf das so entstandene Material sahen Koole und ten Thije die hier gesuchten Glückensbedingungen interkultureller Kommunikation vor allem in einem Phänomen manifestiert, das sie als *Diskurspositionen* bezeichneten: Teammitglieder migrantischer Herkunft nahmen jeweils Expertenpositionen für ihr Herkunftsland ein, und Mitglieder niederländischer Herkunft nahmen Repräsentantenpositionen für die niederländische Infrastruktur ein, in der die Teams arbeiteten und zu der sie über Institutionenwissen verfügten – eine Kategorie, die Konrad Ehlich und Jochen Rehbein bereits im Kontext der Funktionalen Pragmatik entwickelt hatten (Koole und ten Thije 1994b:164, mit Verweis auf Ehlich und Rehbein 1977:39). Eine wesentliche Glückensbedingung für die konstruktive Zusammenarbeit bestand dabei darin, dass alle Teammitglieder die jeweiligen Diskurspositionen jeweils sowohl für sich beanspruchten und diese parallel auch von den anderen Teammitgliedern zugeschrieben bekommen haben. Zugleich wurden diese Diskurspositionen gegenseitig nicht in Frage gestellt. Darüber hinaus beschrieben Koole und ten Thije zahlreiche weitere konstruktive Strategien, wie beispielsweise das Sprechen über Phänomene von Rassismus, die einerseits als existent anerkannt, zugleich aber immer in einer rhetorischen Distanz thematisiert wurden.

Die Arbeit von Koole und ten Thije greift eine Ausgangslage sprachwissenschaftlicher interkultureller Forschung auf, in der sich diese über Jahrzehnte hinweg auf eine Untersuchung missglückter interkultureller Kommunikation, meist kondensiert in dem Begriff der interkulturellen Missverständnisse, eingespielt und auf diese beschränkt hatte. Nach den Erfahrungen von Koole und ten Thije wurde auf diese Weise allerdings nur ein kleiner Ausschnitt von im Alltagsleben tatsächlich sich ereignender interkultureller Kommunikation überhaupt forschersich erfasst, der eventuell jedoch gar nicht repräsentativ ist und der außerdem die Problembehaftung interkultureller Kommunikation

umso mehr verstärkt, die das Fach doch eigentlich überwinden will. Koole und ten Thije bemerkten außerdem, dass die sprachwissenschaftliche Forschung – eventuell aus diesem Grund – kaum über Instrumentarien und Begriffe verfügte, mit deren Hilfe sich geglättete Formen interkultureller Kommunikation überhaupt hätten beschreiben lassen. Zurückzuführen war dieser Mangel darüber hinaus allerdings auch auf die bis dato geläufige Tradition der Funktionalen Pragmatik in den Sprachwissenschaften, der es ohnehin schwerfiel, vermeintlich nicht-sprachliche Phänomene, wie das der Kultur, in ein sprachwissenschaftliches Begriffsgebäude zu integrieren. Koole und ten Thije zufolge gelang dies bestenfalls in Form einer „additive procedure“ (Koole und ten Thije 1994b:72), ein Begriff, den sie von Konrad Ehlich (1991:186) übernehmen, der die Beschränktheit dieser Vorgehensweise ebenfalls bemängelt hatte: Kultur wurde sprachlicher Interaktion quasi wie eine Art Fremdkörper in Form einer zusätzlichen Erschwernis für die Verständigung einfach nur hinzugefügt. Koole und ten Thije war klar, dass sie diese Sackgasse nur durch die Ausgründung völlig neuer Begrifflichkeiten überwinden konnten. Was sie in ihrem empirischen Material entdeckt hatten, bezeichneten sie mithin als diskursive Interkulturen („discursive interculturalities“, Koole und ten Thije 1994b:200). Interkulturelle Kommunikation sei entsprechend nicht dadurch zu charakterisieren, dass Menschen verschiedener kultureller Hintergründe aufeinanderträfen und miteinander kommunizierten. Stattdessen konstruierten die Akteurinnen und Akteure die Rolle, die Beschaffenheit und die Relevanz von Kultur für ihre ganz konkrete Situation immer wieder selbst, indem sie sie mit Hilfe unterschiedlicher diskursiver Strategien verbalisierten.

Der Ansatz von Koole und ten Thije wurde zunächst insbesondere in den Bereichen der Funktionalen und der Interkulturellen Pragmatik rezipiert. In ersterem Bereich konnten die Verfasser bereits im gleichen Jahr eine deutschspra-

chige Zusammenfassung ihrer Arbeit in einem Sammelband von Gisela Brüner und Gabriele Graefen veröffentlichen (Koole und ten Thije 1994a). Für die interkulturelle Pragmatik dürften Ideen wie die von Koole und ten Thije bis heute zu den Grundüberlegungen der Fachrichtung gezählt werden (Kecskes 2016). Kritisch rezensierte Fitch (1995) die Arbeit von Koole und ten Thije in der Zeitschrift *Discourse & Society*, indem sie dem Ansatz ein Ignorieren des Faktors von Machtungleichgewichten vorwarf. Außerdem wertete sie die Erkenntnis aus der Arbeit, dass die beobachteten Akteurinnen und Akteure Diskurspositionen einnehmen, die an deren nationale Herkunft geknüpft sind, der sie de facto nicht enttrinnen können und über die hinaus sie womöglich eher unterdurchschnittlich viel Expertise zuerkannt bekommen, eher als ein Zeichen von Rassismus und Diskriminierung als von gelungener Interaktion und Integration.

De facto nehmen Koole und ten Thije mit ihrem Konzept der diskursiven Interkultur jedoch durchaus Ideen vorweg, mit denen sie zwar nicht mehr in Verbindung gebracht werden, die jedoch im weiter gefassten Fachgebiet Interkultureller Kommunikation wenig später weite Kreise ziehen: Martha Nussbaum (1998) rief dazu auf, dass Forschung deutlich stärker als bisher auch sozialethischen Zielen folgen solle, worauf sich später das Paradigma des *Interculturalism* (Cantle 2012) berief, dessen Name dem der diskursiven Interkultur auf bezeichnende Weise ähnelt, jedoch keinen expliziten Bezug herstellt.

In den Folgejahren hat sich der Diskurs um, bzw. die Suche nach Wegen zu einer Beschreibung von konstruktiven Formen interkulturellen Zusammenlebens in der Forschung zur interkulturellen Kommunikation enorm ausgedehnt und paradigmatisch diversifiziert. Zu Rate gezogen werden Ansätze aus der klassischen und auch der poststrukturalistischen europäischen Philosophie in ihrer Anwendbarkeit als Beschreibungsformen für gelungene Interkulturalität. Zusätzlich werden „fremde Kulturen“ nach alternativen

Beschreibungsmodellen für das Problem durchforstet. Ersterer Ansatz muss sich permanent Vorwürfe des Ethnozentrismus gefallen lassen, zweiterer basiert letztlich auf einer essentialistischen Vorstellung von voneinander separierten Kulturen.

Mit dem Konzept der diskursiven Interkultur haben Koole und ten Thije vor allem eine menschliche Haltung in der Interkulturalität bezeichnet – ein Phänomen, das letztlich vor allem intrapersonal verortet ist und das den bisherigen traditionellen Forschungsfokus von der zwischenmenschlichen Interaktion wegschiebt. Entsprechende Haltungen können beispielsweise darin bestehen, dass sich Menschen gegenüber einem globalen Machtungleichgewicht aus Zentren und Peripherien emanzipieren und sich selbst gleichsam dezentrieren („decentring“, O’Regan und MacDonald 2009) und Kultur und Interkulturalität eher als ein Phänomen verstehen, dessen Wirkmächtigkeit man verändern kann, indem man sich in entsprechenden Diskursen über Kultur engagiert. Amadasi und Holliday bezeichnen eine solche Diskurshaltung als kritisch-kosmopolitisch („critical cosmopolitan discourse of culture“, Amadasi und Holliday 2017:256). Eventuell könnten Koole und ten Thijes Diskurspositionen hier den Begriff für tatsächliche Manifestationen von solchen imaginativen Haltungen im konkreten Gespräch liefern?

In späteren Forschungen hat sich insbesondere Jan ten Thije systematisch immer wieder für konstruktive Formen interkultureller Kommunikation, insbesondere im Bereich der Mehrsprachigkeit interessiert. Dazu zählten für ihn auch früh schon Erkundungen zu Möglichkeiten interkultureller Mediation (Müller-Jacquier / ten Thije 2000), die ten Thije zwischenzeitlich sogar als Inbegriff interkultureller Kompetenz versteht, wie er in seinem Handbuchartikel *What is intercultural communication?* darlegt (ten Thije 2020). Titel wie der gemeinsam mit Kristin Bührig herausgegebene Sammelband *Beyond Misunderstanding* (2006), weisen auf ten Thijes allgemeines

fortgeführtes Interesse an Möglichkeiten der empirischen Erfassung konstruktiver interkultureller Kommunikation hin, wie auch sein jüngstes, zweibändiges Sammelwerk unter dem Titel *The Riches of Intercultural Communication* (Supheert, Cascio, und ten Thije 2023a; 2023b).

Literatur

Amadasi, S. / Adrian H. (2017): Block and thread intercultural narratives and positioning: conversations with newly arrived postgraduate students. *Language and Intercultural Communication* 17, S. 254–69. <https://doi.org/10.1080/14708477.2016.1276583>

Bührig, K. / ten Thije, J. D. (Hrsg.) (2006): *Beyond Misunderstanding*. Pragmatics & Beyond New Series. Amsterdam: John Benjamins. <https://doi.org/10.1075/pbns>

Cantle, T. (2012): *Interculturalism: The New Era of Cohesion and Diversity*. London: Palgrave Macmillan.

Ehlich, K. (1991): Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse Ziele und Verfahren. In: Flader, D. (Hrsg.): *Verbale Interaktion: Studien zur Empirie und Methodologie der Pragmatik*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 127–43. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03329-1_6

Ehlich, K. / Rehbein, J. (1977): Wissen, kommunikatives Handeln und die Schule. In: Goepfert, H. C. (Hrsg.): *Sprachverhalten im Unterricht*. München: Fink, S. 36–114.

Fitch, K. L. (1995): Book Review: Tom Koole and Jan Ten Thije: The Construction of Intercultural Discourse: Team Discussions of Educational Advisors. *Discourse & Society* 6 (4): S. 545–47. <https://doi.org/10.1177/0957926595006004010>

Kecskes, I. (2016): Can Intercultural Pragmatics Bring Some New Insight into Pragmatic Theories? In: Capone,

A. / Mey, J. L. (Hrsg.): *Interdisciplinary Studies in Pragmatics, Culture and Society*. Cham: Springer International Publishing, S. 43–69. https://doi.org/10.1007/978-3-319-12616-6_3

Koole, T. / ten Thije, J. D. (1994a): Der interkulturelle Diskurs von Teambesprechungen. In: Brünner, G. / Graefen, G. (Hrsg.): *Texte und Diskurse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 412–34. https://doi.org/10.1007/978-3-663-11619-6_18

Koole, T. / ten Thije, J. D. (1994b): *The construction of intercultural discourse: Team discussions of educational advisers*. Amsterdam, Atlanta: Rodopi. <https://doi.org/10.1163/9789004372733>

Müller-Jacquier, B. / ten Thije, J. D. (2000): Interkulturelle Kommunikation: interkulturelles Training und Mediation. In: Becker-Mrotzek, M. / Brünner, G. / Cölfen, H. (Hrsg.): *Linguistische Berufe. Ein Ratgeber zu aktuellen linguistischen Berufsfeldern*. Frankfurt am Main et al.: Lang, S. 39–59.

Nussbaum, M. C. (1998): *Cultivating Humanity. A Classical Defense of Reform in Liberal Education*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

O'Regan, J. P. / MacDonald, M. N. (2009): The antinomies of power in critical discourse analysis. In: Le, T. / Le, Q. / Short, M. (Hrsg.): *Critical discourse analysis. An interdisciplinary perspective*. Languages and linguistics series. Hauppauge, NY: Nova Science Publishers, S. 79–90.

Supheert, R. / Cascio, G. / ten Thije, J. D. (2023a): *The Riches of Intercultural Communication: Volume 1: Interactive, Contrastive, and Cultural Representational Approaches*. Leiden: Brill. <https://doi.org/10.1163/9789004522848>

Supheert, R. / Cascio, G. / ten Thije, J. D. (2023b): *The Riches of Intercultural Communication: Volume 2: Multilingual and Intercultural Competences*

Approaches. Leiden: Brill. <https://doi.org/10.1163/9789004522855>

Thije, J. D. ten (2020): What is intercultural communication? In: Rings, G. / Rasinger, S. (Hrsg.): *The Cambridge Handbook of Intercultural Communication*. Cambridge University Press, S. 35–55. <https://doi.org/10.1017/9781108555067.004>



Michael H. Agar (1994):

Language shock: Understanding the culture of conversation. New York: William Morrow.

Volker Hinnenkamp

Der linguistische Anthropologe Michael H. Agar (1945–2017) hat sich sein Forscherleben lang als Ethnograph und Praktiker positioniert. Er bezeichnete sich selbst als „culture and language junkie“ (Agar 2019:1) und machte sich in seiner Forschung und seinen Büchern stets stark dafür, Kultur und Sprache nicht als unabhängig voneinander zu sehen: „Culture is in language and language is loaded with culture“ (Agar 1994b:28). Er prägte für diesen Zusammenhang das eingehende Kofferwort *languaculture*, das schwerlich ins Deutsche zu übertragen ist – „Sprachkultur“ hat eine andere Bedeutung und „Sprache-in-Kultur“ müsste gleichzeitig „Kultur-in-Sprache“ heißen.

Michael Agar studierte am Language Behavior Research Lab in Berkeley und schloss sein Studium 1971 mit einem Dokortitel in Anthropologie ab. Für über ein Jahrzehnt hatte er zuletzt eine Professur am Fachbereich Anthropologie der University of Maryland inne. Im Ruhestand Mitte der 1990er Jahre machte er sich mit eigener Firma unter dem Namen „Ethknoworks“ selbstständig, auf deren Homepage man zu allerlei Aktivitäten dieser Zeit bis 2017 fündig

wird (<http://www.ethknoworks.com/index.htm>).

Agar galt als passionierter Lehrender der Ethnografie, dessen Kurse und Bücher große Popularität genossen, vor allem sein Buch *Professional Stranger. An Informal Introduction to Ethnography* (1996) gehört zu den Standardwerken ethnografischer Feldforschung. Seine eigenen ethnografischen Forschungen handelten u.a. von Heroinsüchtigen (*Ripping and Running: A Formal Ethnography of Urban Heroin Addicts*, 1973) oder vom *Independent Trucking* (*Independents Declared: The Dilemmas of Independent Trucking*, 1986). Das Thema Kultur und *languaculture* findet sich neben vielen Aufsätzen vor allem in seinen beiden Monografien *Language Shock: Understanding the Culture of Conversation* (1994b) und dem posthum erschienenen *Culture: How to Make It Work in a World of Hybrids* (2019).

Agar verbrachte unterschiedliche Phasen seines ethnografischen Forscherlebens in so unterschiedlichen Ländern wie Indien, Mexiko, vor allem aber in Österreich, zunächst an der Universität Wien, wo er Kurse in linguistischer Anthropologie lehrte; dem folgte eine Zeit am Institut für Interkulturelles Management an der Kepler Universität in Linz. Agars Publikationen sind stets gespickt mit seinen eigenen Erfahrungen aus seinen Forschungen im In- und Ausland. Überhaupt ist Agars Stil geprägt von Alltagssprache, von Witz und Ironie und einem starken stets sich-relativierenden Selbstbezug.

Agars Beitrag zum Diskurs interkulturelle Kommunikation ist charakterisiert durch (1) seine praxisorientierte Annäherung an das Kultur-Konzept und letztlich dessen schrittweise Dekonstruktion bzw. Reduktion, (2) den *Languaculture*-Ansatz in der interkulturellen Kommunikation und (3) schließlich seine Methode der *Rich Points* und den daraus folgenden Frame-Analysen.

Nach Agar ist Kultur eine Konstruktion, die als eine Übersetzung zwischen

Kommunizierenden der LCx (*Languaculture X*) und LCy (*Languaculture Y*) betrachtet werden kann. Wie bei einer Übersetzung ergibt es keinen Sinn, über die Kultur von X zu sprechen, ohne zu sagen, dass die Kultur von X für Y eine zunächst subjektive Wahrnehmung ist, und zwar stets unter Berücksichtigung jenes Standpunkts, von dem aus sie beobachtet wird. Aus diesem Grund ist Kultur stets relational. Außerdem ist Kultur immer plural. Keine Person oder Gruppe kann mit einem einzigen kulturellen Etikett vollständig beschrieben, erklärt oder verallgemeinert werden. Denn das Konzept der Kultur im Sinne der traditionellen Anthropologie ist längst obsolet, da vor allem unter den komplexen Bedingungen der Globalisierung Hybridität die Oberhand gewonnen hat, sodass der Kulturbegriff entsprechender Dekonstruktion unterliegt und sich somit die Frage stellt „what the concept might mean in our globally connected post-structural, post-colonial, post-everything world.“ (2019:2) Agars letzte Antwort ist radikal und minimalistisch:

„If at least two people share a way of doing at least one task together, a way that could in principle be changed, then we could say that those two people share a ‘culture’ for doing that task.“
(Agar 2019:33)

Der Weg zu diesem Minimalismus ging über mehrere Stufen. In seinem ausgezeichneten Aufsatz von 1994 „The Intercultural Frame“, den ich allen interkulturell Interessierten als eine Basislektüre anempfehlen würde – auch wenn bald drei Dekaden vergangen sind –, beschreibt Agar den notwendigen Verlust – gerade auch innerhalb seiner eigenen Profession – des traditionellen Kulturbegriffs.

„Migration and war and tourism, information and transportation, global identities embedded in transnational institutions dealing with business, academics, politics – the former traditional community has lost whatever edges it had, and, therefore,

the term culture that we used to label it has lost its referent as well.” (1994a:226)

Und wie Agar an anderer Stelle ausführt:

„Culture is something that the ICP [Intercultural Practitioner] creates, a story he or she tells that highlights or explains the differences that cause breakdowns. [...] And culture is not an exhaustive description of anything; it focuses on differences, rich points, differences that can vary from task to task and group to group.”
(Agar 1994a:236)

Im selben Aufsatz findet sich eine meiner Lieblingspassagen von Agar – Stoff für wunderbare Diskussionen über eine etwas kryptisch formulierte Raummetapher, die aber sowohl den Konstruktionscharakter von Kultur als auch den (inter-)subjektiven *doing culture*-Aspekt impliziert (Hinnenkamp 2021), wenn er schreibt

„Culture is not something people have; it is something that fills the spaces between them. And culture is not an exhaustive description of anything; it focuses on differences, rich points, differences that can vary from task to task and group to group.”
(Agar 1994a:236)

Der Begriff der Kultur als „creation“ oder „story“ beinhaltet also stets eine Zuschreibung, ein Apriori, das dem aktuell ‚bespielten‘ Kommunikationsraum der Handelnden kaum entspricht. Was den Raum füllt sind *Rich Points*, die aber nicht automatisch aufscheinen, sondern Knackpunkte der Kommunikation sind, die erkannt und möglichst verhandelt werden müssen über methodische Erkenntnisschritte. *Rich Point* ist ein ethnografisches und epistemologisches Tool, wenn man so will – zunächst aber auch eine weitere Metapher des Agarschen Stils: „Rich points signal where the languacultural action is.“ (Agar 1994b:106)

Was sind diese *Rich Points*, die es bis in Wikipedia geschafft haben und mit den Heringerschen *Hotspots* ein ‚saftiges‘ und populäres Pendant gefunden haben (Heringer 2017:166ff.)?

Rich Points sind solche Stellen der Kommunikation, die reichhaltig, ergiebig – wie Agar (1994b:100) sagt „tasty, thick, and wealthy“ – sind, aber auch überraschend und durchaus nicht selbst-erklärend. „Rich points crop up on the surface and signal the vast wealth below“ (Agar 1994b:108). Das heißt, sie sind keineswegs trivial und können mehr oder weniger gewichtig sein – sowohl erkenntnismäßig als auch für den Kommunikationsverlauf.

„But some things that come up strike you with their difficulty, their complexity, their inability to fit into the resources you use to make sense out of the world. These things – from lexical items through speech act up to extensive stretches of discourse – are called rich points [...]. Rich points are rich because of the intricate web of associations and connotations that they carry with them, webs that have no corresponding echoes in your own language. Rich points [...] are the linguistic tip of the cultural iceberg, the locations in discourse where major cultural differences are signaled.”
(Agar 1994a:231f.)

Das notwendige Pendant mit *Rich Points* umzugehen, heißt neue Interpretationsrahmen zu schaffen: „To understand rich points, new *frames* of interpretation have to be built.“ (Agar 1994a:232)

Am Beispiel seiner eigenen Forschung in Mexiko stellt Agar zwischen unterschiedlichen Phänomenen (über die er stolpert) Bezüge zu Erwartungshaltungen und weiteren Kontexten her, die neuer *frames* bedürfen. *Frames* – ganz allgemein und in aller Kürze – stehen für kollektiv geteilte kognitive Konstrukte, die Sachverhalte der unterschiedlichsten Art sowohl in einen spezifischen wiedererkennbaren Kontext verorten als sie auch von anderen Rahmensetzungen abgrenzen. Nach Agar können solche Rahmensetzungen ganz unterschiedlicher Natur sein, etwa lexikalisch, stilistisch, politisch, historisch oder einfach lebenspraktisch – und vieles andere mehr. Damit bilden *frames* ein Ordnungskonstrukt, das hilft Sachverhalte oder auftauchende Probleme

me zu benennen und diese kontextuell einzuordnen bzw. sie mit den eigenen, bekannten *frames* abzugleichen. Und es sind genau diese Einordnungsverfahren, die auf etablierte Wissensbestände zurückgreifen – eben auch auf *linguacultural* Wissensbestände –, die sich in neuer, fremder, unvertrauter Umgebung bzw. in den „spaces between them“ (siehe oben) unter Umständen als mit den eigenen, vertrauten *frames* als nicht passfähig herausstellen, folglich un- oder missverstanden bleiben. Wenn die ‚alten‘ Rahmensetzungen also nicht mehr funktionieren, müssen folglich neue Rahmen gefunden werden, in die eine Beobachtung, ein Sachverhalt, ein Ereignis etc. eingeordnet werden kann. Findungsprozesse können kognitiv, kommunikativ und ethnografisch erfolgen; hier differenziert Agar zwischen *top-down Rich Points* und *bottom-up Rich Points* als auch zwischen komplexen und einfachen *Rich Points*. Optimistisch gewendet meint Agar, dass

„[t]o build the new frames, you have to realize that your old frames, ones that you may not have known you had, are only one of a number of possibilities, an arbitrary rather than a ‘natural’ way of seeing, thinking, and acting.“ (1994a:232)

Als ethnografisch erforschten *top-down Rich Point* verweise ich hier auf Agars mehrfach zitiertes Beispiel über den österreichischen bzw. spezifisch Wienerischen Ausdruck „Schmäh“, der in der systematischen Erfragung seiner Verwendung und Beobachtung seines Vorkommens eine komplexe Lebenshaltung offenbart, wobei es nicht allein um die Verwendung des Begriffs „Schmäh“ ging, sondern auch um Kontexte, in denen Handlungen, Haltungen oder Ereignisse als solcher kontextualisiert wurde (Agar 1994b:99ff).

„*Schmäh* took me all over the Austrian German map. The most important data came from the informal interviews – translate that as talking with people about a rich point – and particular observation in daily life – translate that as going out into the world and actively engaging it.

(...) But *anyone* who stumbles across a rich point – inside or outside their native language/culture – can, in principle, do the same thing. All you have to do is talk and listen and engage a different world with language/culture in mind.“ (Agar 1994b:106f.)

In Hinnenkamp (2017) diskutiere ich ein *Rich Point*-Beispiel, bei dem es um ein Geschenk als Ausgleich „für einen schönen Abend“ geht. Die Diskussion im internationalen Seminar führte schnell zu allen möglichen Situationen des Schenkens, des Ausgleichens und Nicht-Ausgleichens von Gefälligkeiten, zu Fragen des Wer-bezahlt-wann in einer kollektiven Situation des Miteinander-Ausgehens und ähnliches – aus einem *top-down Rich Point* wurde in der Diskussion ein *bottom-up Rich Point* und in der Debatte und den Auseinandersetzungen wurden unterschiedliche *frames* artikuliert, verworfen, verglichen und neu kreiert etc. Was für viele aus der Erfahrung bestenfalls Überraschung und schlimmstenfalls Ärgernis oder gar Empörung bedeutete, erhielt nun eine Form, eine Rahmung: Als besonders reichhaltig für die Deutung ganz unterschiedlicher Fälle des Schenkens, des Ausgebens, des Einladens etc. kam man in der Diskussion auch auf das Verb *sich revanchieren* bzw. auf das angelsächsische Pendant *paying back*, das den Aspekt der ökonomisch-finanziellen Transaktion noch deutlicher macht. Es entpuppt sich in der Diskussion, dass hinter diesen Verben das Konzept des Sich-Entschuldens steht, dass man Anderen nichts schuldig bleiben sollte, was wiederum stark mit dem Bedürfnis nach Autonomie und Individualität in Verbindung gebracht wurde. Demgegenüber wird ein vielleicht eher „östliches“ System in Stellung gebracht, nämlich „Schuldnerschaft“ als sozial nachhaltige Obligation, als ein wichtiges Element eines nachhaltigen Beziehungsnetzes von Verpflichtungsverpflichtungen herzustellen, das auch langfristig Wechselseitigkeit, Verlässlichkeit und Bindung impliziert. – Die Seminardiskussion legte somit die unterschiedlichen verinnerlichteten und für selbstverständlich gehaltenen sozialen und kulturellen

Wissenssysteme offen, dem initialen *Rich Point* folgten weitere, neue Rahmungen, neue Verortungen in neuen Systemen des Wissens wurden gefunden.

Michael Agar ist in erster Linie ein ethnografischer Forscher gewesen. Die Auseinandersetzung mit dem Kulturkonzept seiner eigenen Profession, die eigenen ethnografischen Erfahrungen mit den unterschiedlichen *languacultures* seiner erforschten Gemeinschaften sowie die aufblühende Debatte um Interkulturalität, vor allem Agars eigene Erfahrung in Österreich, haben interkulturelle Kommunikation auf seine Agenda gebracht – lohnenswerter Weise. Sein *Rich Point* Konzept fiel dort auf fruchtbaren Boden. Inwieweit es eine eigenständige Methode darstellt, sei dahingestellt. Sandel (2015) stellt Agars Methode jedenfalls gleichauf mit Diskursanalyse und der Geertzschen „dichten Beschreibung“.

Literatur

Agar, M. (1973): *Ripping and Running: A Formal Ethnography of Urban Heroin Addicts*. New York: Seminar Press.

Agar, M. (1986): *Independents Declared: The Dilemmas of Independent Trucking*. Washington, DC: Smithsonian Books.

Agar, M. (1994a): The Intercultural Frame. *International Journal of Intercultural Relations* 18(2), S. 221–237.

Agar, M. (1994b): *Language shock: Understanding the culture of conversation*. New York: William Morrow.

Agar, M. (1996): *The professional stranger: An informal introduction to ethnography*. New York: Academic Press.

Agar, M. (2019): *Culture: How to Make it Work in a World of Hybrids*. Lanham, MD: Rowman & Littlefield.

Heringer, H. J. (2004; ⁵2017): *Interkulturelle Kommunikation*. Tübingen / Basel: A. Francke (utb 2550) [5., überarb. und erw. Aufl. 2017].

Hinnenkamp, V. (2017): Interkultureller Unterricht als interkulturelle Praxis? ‚Rich Points‘ als niedrigschwellige Forschungspraxis von ‚languaculture‘-Erkundungen. In: Bettmann, R. / Hinnenkamp, V. / Satola, A. / Schröer, N. (Hrsg.): *Die Hochschule als interkultureller Aushandlungsraum. Eine Bildungsexploration am Beispiel eines internationalen Studiengangs*. Wiesbaden: Springer VS, S. 89–116.

Hinnenkamp, V. (2021): „Culture is not something people have; it is something that fills the spaces between them.“ – Von „having culture“ zu „doing culture“. In: K. Nazarkiewicz, K. / Schröer, N. (Hrsg.): *Verständigung in pluralen Welten*. Stuttgart: ibidem, S. 331–343.

Sandel, T. L. (2015): Rich Points. In: Tracy, K. / Ilie, C. / Sandel, T. (Hrsg.): *The International Encyclopedia of Language and Social Interaction*. Boston: John Wiley and Sons, S. 1314–1318.



Alexander
Thomas (Hrsg.)
(²2003, 1996): *Psychologie interkulturellen Handelns*. Göttingen: Hogrefe.

Bettina Strewé

Der Name Alexander Thomas, der als ordentlicher Professor für Psychologie über 25 Jahre an der Universität Regensburg einen Lehrstuhl für Sozial- und Organisationspsychologie innehatte und mit seinen Arbeiten über Deutschland hinaus bekannt war, ist mit dem Begriff der Kulturstandards, den er 1993 einführte, sowie dem *Culture Assimilator*, den er von Triandis (1984) für den deutschen Sprachraum adaptierte, verbunden. Alexander Thomas ist am 24. Februar 2023 verstorben. Seine herausragende Leistung in der interkulturellen Forschung, die auch der vorliegende Band dokumentiert, fand über die deutschen Grenzen hinaus breite Anerkennung. Das Werk wurde mir vor 25 Jahren bekannt, als ich in Nordmakedonien als Entsandte arbeitete. Die Beiträge waren mir, wie Herr Thomas oft nannte, in vielerlei Hinsicht ein „Augenöffner“. Ich habe viel von ihm gelernt, und durch ihn wurde mir der Weg zum interkulturellen Handeln eröffnet.

Thomas' *Psychologie interkulturellen Handelns* erschien erstmals 1996 als gebundenes Buch und wurde 2003 in unveränderter Fassung und Form wieder aufgelegt. Es galt über lange Zeit als Standardwerk für interkulturelle Kommunikation im deutschsprachigen Raum. Gut ein Vierteljahrhundert und zahlreiche wissenschaftliche Weiterentwicklungen später wird das Werk nun erneut betrachtet.

Alexander Thomas bettet mit diesem Sammelband sein Konzept der Kulturstandards in einen breiteren Kontext ein, der durch das vielfältige Themen-

spektrum der aufgenommenen Artikel sichtbar wird. Eine entsprechende Programmatik entwickelt Thomas in seiner Einleitung zu dem Band. Sein eigener Beitrag zu den Kulturstandards folgt erst als dritter von insgesamt 21 Einzelbeiträgen. In der Einleitung wird bereits das Grundproblem skizziert: In Zeiten der Globalisierung sind die Anforderungen an international agierende Studierende und Berufstätige stark angestiegen, was aber nicht mit einer automatisch angestiegenen interkulturellen Handlungskompetenz einhergeht. Deshalb müsse gezielt nach Wegen gesucht werden, wie schon bestehende Handlungskompetenz bei Individuen eingeschätzt und ggf. mit Hilfe von Bildungsmaßnahmen gesteigert bzw. an interkulturelle Erfordernisse adaptiert werden könne. Für Alexander Thomas ist die Psychologie die hierfür besonders geeignete Disziplin: „Da internationale interkulturelle Zusammenarbeit im Kern immer auf interpersonaler Kommunikation und Kooperation aufbaut, müsste der Psychologie hier als Lieferant ‚gesicherter‘ wissenschaftlicher Erkenntnisse und praktikabler Lösungen eine zentrale Bedeutung zukommen“ (18). Dieses Potential lag für Thomas in den 1990er Jahren jedoch noch größtenteils brach. Subdisziplinen wie die kulturvergleichende Psychologie und die Kulturpsychologie führten bis dato bestenfalls ein Nischendasein und wurden als Impulsgeber und Datenbasis für interkulturelles Lernen kaum berücksichtigt. Alexander Thomas führt diese Teilgebiete in seinem Sammelband zu einem Kompetenzcluster zusammen, in dem deutlich wird, wie viel die Psychologie zur Kulturforschung beitragen kann.

Im ersten Beitrag nach der Einleitung führt Gustav Jahoda in die (deutschsprachige philosophische) Tradition der Kulturforschung ein, gefolgt vom Ansatz Jacques Demorgons als einer der frühen Größen der kulturpsychologischen Forschung, der mit Begriffen der Assimilation und der Akkommodation bereits einen individuenzentrierten Zugang zum Umgang mit Kultur eingeschlagen hatte. Mit Ernst Boesch folgt ein Schwerge-

wicht der Entwicklungspsychologie, durch dessen Arbeiten Thomas wiederum die Relevanz seiner übergeordneten Thematik für die gesamte Psychologie unterstreicht.

Auf diesem breit angelegten Fundament führt Thomas dann selbst in sein Modell der Kulturstandards ein und will damit sichtlich die Lücke zwischen einer theoretischen Kulturphilosophie und einer empirisch interessierten Psychologie schließen, indem er Kultur als eine erfahrungsbasierte Größe operationalisiert. In seinem Beitrag zur „Analyse der Handlungswirksamkeit von Kulturstandards“ stellt Thomas das Konzept der Kulturstandards vor, die er „als alle Arten des Wahrnehmens, Denkens und Handelns, die von der Mehrzahl der Mitglieder einer bestimmten Kultur für sich [...] und andere als normal, selbstverständlich, typisch und verbindlich angesehen werden“ (112), definiert. Für jede Kultur lasse sich dementsprechend eine Liste zentraler Merkmale bestimmen, die für die Kultur charakteristisch seien und in dieser spezifischen Ausprägung in anderen Kulturen nicht vorkommen. Angehörigen einer Kultur sind diese Kulturstandards in der Regel nicht bewusst. Schon eher können externe Beobachter sie benennen, indem sie (in Interviews) beschreiben, was ihnen an einer fremden Kultur auffällt. Kulturstandards sind also zunächst eine Frage der (externen) Perspektive und Differenzwahrnehmung, sie können aber durch das Einholen mehrerer ähnlicher Beobachtungen validiert werden. In der Vorbereitung auf Auslandsaufenthalte können Menschen diese erhobenen Kulturstandards einer Zielkultur (und ggf. auch der eigenen Kultur) dann bewusst lernen und verinnerlichen, um dort möglichst gut zurechtzukommen. Das Trainingskonzept des *Culture Assimilator* soll ausgewählte Kulturstandards anhand von Fallbeispielen und Multiple-Choice-Lösungen verinnerlichen helfen. Umgekehrt kann der *Culture Assimilator* in der Forschung auch als Instrument zur Erhebung und Validierung von Kulturstandards verwendet werden. Thomas selbst illustriert

dies am Beispiel einer Studie, in der der *Culture Assimilator* auf eine Interaktion zwischen chinesischen und deutschen Personen unterschiedlicher Berufsgruppen angewandt wurde. Im Fokus stand der chinesische „Kulturstandard ‘Gesicht wahren‘“ (125), zu dem 76 Deutsche und 44 ChinesInnen befragt worden waren.

Der gezielten Vorbereitung auf berufliche Auslandsaufenthalte hat Alexander Thomas mit seinem Konzept der Kulturstandards vor fast 30 Jahren zu einem Durchbruch verholfen. Expatriates waren oft froh, ‚endlich‘ griffige und vermeintlich gültige Erklärungen für ihnen seltsam erscheinende oder unverständliche Verhaltensweisen gefunden zu haben.

Mittlerweile sind die Formulierungen, mit denen Kulturstandards ursprünglich mit Inhalten befüllt wurden, häufig als zu pauschal, zu schablonisierend, polarisierend und vorverurteilend kritisiert worden. Während Thomas interkulturelle Kontaktsituationen noch als „Sonder- und Grenzsituationen“ (15, 111) bezeichnet hatte, werden kulturelle Überschneidungssituationen heutzutage eher als Normalität denn als Ausnahme angesehen.

Neben den Artikeln von Alexander Thomas enthält der Sammelband 19 weitere Beiträge von 23 AutorInnen, die meisten aus dem deutschen Wissenschaftskontext, wenige aus der Wirtschaft und sozialen Einrichtungen. Die Artikel umfassen zwischen 10 und gut 30 Seiten und behandeln das Titelthema aus theoretischer und empirischer Sicht.

Außer der psychologischen Perspektive fließen auch die ethnologische und linguistische sowie die soziale Sicht auf das interkulturelle Geschehen ein. Mehrere Artikel sind praktischen Themen wie der Reintegration, Auslandsvorbereitung und -orientierung sowie der Flüchtlingsberatung gewidmet, einige befassen sich mit der Gegenüberstellung kultureller Aspekte deutscher und chinesischer, US- und japanischer sowie russischer Kultur.

Doch insgesamt überwiegt die Auseinandersetzung mit Kulturstandards und den Schwerpunkten Handlungswirksamkeit, Reflexion und sozialen Konzepten im interkulturellen Handeln. Fünf Beiträge setzen sich mit dem Begriff der Kulturstandards auseinander, in denen sich die AutorInnen für eine Relativierung des Konzepts aussprechen. Sie setzen die Annahme von Kontextbedingungen voraus, wodurch Kulturstandards je nach Situation und beteiligten Akteuren flexibel und dynamisch angewandt werden können.

Jahoda diskutiert in seinem Beitrag ein ausführliches Begriffskonzept zu „Kultur“ und kommt zu dem Schluss, dass Kultur sich nicht eindeutig definieren lässt.

Demorgan und Molz stellen in ihrem Beitrag die Frage, ob es wissenschaftlich haltbar sei, von „dauerhaften Spezifika eingrenzbarer Populationen zu sprechen“ (43). Damit weisen sie aus damaliger Sicht in die Zukunft und hinterfragen das festgefügte Konzept kulturspezifischer Kulturstandards. In ihren Augen sollen ständige Anpassung und Balance zwischen kultureller Neuorientierung und gelernten Situationen erfolgen, um der Gefahr der Festschreibung kultureller Merkmale zu entgehen und eine „dualistische Entweder-oder-Logik“ zu vermeiden (61).

In diesem Sinne erläutert auch Boesch's Beitrag das Eigene und das Fremde, das Selbst und die Heimat als Ausdruck und Konzept einer nicht immer konstanten Qualität, sondern bestimmter Beziehungen, die wandelbar und beeinflussbar seien.

Bernd Krewer versteht „Interkulturalität als ein dialogisch zu konstruierendes Produkt, das erst durch den Kontakt zwischen den Vertretern der beiden Kulturen zustandekommt“ (154). Er führt als weitere in interkulturellen Situationen zu unterscheidende Komponenten die drei Ebenen interpersonal, intergruppal und interkulturell ein, die ein dynamischeres

Verhalten in interkulturellen Situationen erlauben.

Der Artikel von Lutz H. Eckensberger stellt das Bezugssystem Kulturstandards in Theorie und Praxis gegenüber und versucht im Sinne von Problemlösungsmöglichkeiten eine Systematisierung von Voraussetzungsbedingungen für interkulturelle Prozesse unter Berücksichtigung von Kulturspezifika und universellen Grundlagen, um konkrete interkulturelle Situationen besser deuten und lösen zu können.

Hede Helfrich wiederum diskutiert Kulturstandards unter dem Gesichtspunkt individueller Varianten. Auch hier wird betont, dass nicht allein „Ausnahmen“ von der „Regel“ (199) zu unterscheiden seien, sondern jede interkulturelle Begegnung durch variable Faktoren wie Situation und Zeit beeinflusst wird und modifizierbar ist.

Die theoretischen Konzepte und ihre Diskussion, vor allem die Festlegung auf Kulturstandards im Thomas'schen Sinne, können dem heutigen Stand der Forschung nicht mehr gerecht werden, betrachtet man den zunehmend differenzierenden und differenzierten Blick auf Kulturen unter Einbeziehung von Diversitätskomponenten oder Konzepten wie *Fuzzy cultures* (Bolten 2013), verbindende Ansätze wie den *cohesion approach* (Rathje 2011) und andere kulturübergreifende Modelle.

Der Band enthält darüber hinaus auch empirische Beiträge, die von Einzelbeispielen und Studien ausgehen, die unter verschiedenen Kriterien analysiert werden. Hierbei folgen einige AutorInnen dem Konzept der Kulturstandards von Thomas, andere relativieren es wiederum und stellen alternative oder ergänzende Ansätze vor. Die Problemstellungen an sich sind auch heute noch aktuell.

Jürg Wassmanns Fallstudie mit den Yupno (einer Volksgruppe in Papua Neuguinea) ergänzt das Thema zu individuellen Varianten von Kulturstandards aus psychologischer und ethnologi-

scher Sicht. Durch die interdisziplinäre Herangehensweise erschließt sich seiner Ansicht nach ein differenziertes und dynamisches Bild zu Klassifizierungen und Vorstellungen der Yupno von Umwelt, Raum, Zählsystem und Nahrung.

In seiner Gegenüberstellung deutscher und chinesischer Wertvorstellungen fokussiert Thomas Harnisch Verhaltensweisen von „Deutschen“ und „Chinesen“ im direkten Kontakt einerseits und von „Deutschen“ beobachtete Verhaltensweisen bei „Chinesen“ andererseits. In Frage steht auch für diese Analyse, wie es möglich ist, aufgrund einzelner, freilich vielzähliger Situationen verallgemeinernd zu schlussfolgern, dass sich „Chinesen“ und „Deutsche“ so oder anders verhalten. Ob die angeführten Situationen und Beispiele heute noch gelten, kann hier nicht beurteilt werden.

Gleiches gilt für die Beispiele im Beitrag von Yong Liang, der selbst auf tiefgreifende Wandlungsprozesse in der chinesischen Gesellschaft durch die zunehmende Globalisierung verweist. Er stellt Sprachroutinen und Vermeidungsrituale im Chinesischen in verschiedenen Anwendungssituationen vor. Aufgrund kulturhistorisch verankerter Vorannahmen und gesellschaftlich bedingter Grundregeln auf beiden Seiten entstehen Missverständnisse. Ohne Kenntnis der Kultur sei es nicht möglich, einen gemeinsamen „Verstehenshorizont“ zu erlangen (265).

Masako Sugitani untersucht Kontextualismus als Verhaltensprinzip in der Interaktion zwischen Japanern und Deutschen unter Berücksichtigung von Hierarchien und arbeitet Gründe für Konflikte in japanisch-deutschen Beziehungen heraus, die sie in unterschiedlichen Einstellungen und Prioritätssetzungen im Aufbau und Erhalt von sozialen Beziehungen sieht.

Divergierende Herangehensweisen zwischen Deutschen und US-Amerikanern bei Problemlöseprozessen in Arbeitsgruppen bilden den Schwerpunkt der Studie von Sylvia Schroll-Machl. Sie

kommt zu dem Schluss, dass Muster und Konzepte des Problemlöseprozesses kulturverhaftet seien und zu Konflikten führen können, da keine der Beteiligten das Muster des anderen bewusst wahrnimmt. Die Folge auf beiden Seiten sei Frustration.

Aus den nächsten Beiträgen wird ersichtlich, wie sich die Problematik von Auslandsentsendung und Rückkehr gestaltet (hat). Die AutorInnen plädieren für gezielte Trainingsmaßnahmen. In diesem Bereich sind heutzutage aufgrund von Studien und Forschung erhebliche Verbesserungen in der Vorbereitung und Begleitung von Auslandsmitarbeitenden und Expats zu verzeichnen.

Dieter Danckwört beschreibt unterschiedliche Praxisfelder des Personenaustausches auf privater, staatlicher, zivilgesellschaftlicher und wirtschaftlicher Ebene in ihrer historischen Entwicklung. Defizite wie fehlende Beratung und Vorbereitung werden aufgezeigt.

Jürgen Deller beleuchtet verschiedene Aspekte zu Eignung und Auswahl von Mitarbeitenden für den Dienst in anderen „Kulturen“ (283), womit wohl Länder gemeint sind. Probleme wie die vorzeitige Rückkehr und dadurch entstehende Kosten für entsendende Firmen werden erörtert. Relevante Studien legen die Entwicklung von Kompetenzkriterien für Expats nahe, um den Erfolg einer Auslandsentsendung zu sichern.

Auf die Ausreisenden selbst konzentriert sich Andreas Bittner und betont Motive und Befindlichkeiten der zu Entsendenden sowie notwendige Schritte zur vom Autor als wichtig angesehenen Auslandsvorbereitung.

Stefan Müller thematisiert den (damals) zunehmenden Bedarf an Auslandsorientierung bei der Personalentwicklung. Aufgrund steigenden Handels mit dem Ausland fordert er stärkere Beachtung dieser Determinante für den Erfolg internationaler Handelsbeziehungen. Der Autor gibt zahlreiche Handlungsempfehlungen, von denen heute etliche

(wie gute Vorbereitung, ausreichende Information und Begleitung vor Ort) als selbstverständlich angesehen werden.

Auf Probleme der Reintegration nach längeren Auslandsaufenthalten geht Gerhard Winter ein: Von persönlichen Unsicherheiten und inneren Veränderungen über Existenzängste bis zu äußeren Bedingungen, die die Integration fördern oder hemmen können. Er diskutiert Theorien sowie Vorschläge zu Reintegrationsmaßnahmen. Die Problematik besteht sicherlich bis heute, allerdings gibt es zumindest in großen Firmen mittlerweile wesentlich bessere Unterstützung.

Der zuletzt folgende Themenbereich ist sozialen Aspekten interkulturellen Handelns gewidmet.

Gudrun Eder setzt das Konzept der „sozialen Handlungskompetenz“ in Bezug zu interkulturellen Kontexten, wobei sie nach Auswertung einer Studie zwischen US-amerikanischen und deutschen Austauschstudierenden feststellt, dass es (1996) kein Verfahren zur Erfassung sozialer Kompetenz in interkulturellen Anwendungssituationen gab.

Elisabeth Gabriel-Ramm geht auf die soziale Unterstützung von Auslandsstudierenden im Gastland am Beispiel deutscher Studierender in den USA ein und betont soziale Beziehungen als zentrale Faktoren zur Bewältigung der Anforderungen im Ausland.

Probleme von jugendlichen AussiedlerInnen aus Osteuropa bei der Eingliederung in Deutschland werden von Eva Schmitt-Rodermund und Rainer K. Silbereisen fokussiert. Dazu gehören vor allem die fremde Sprache, die Zerrissenheit der Identität (Russin oder Deutsche), der fehlende Kontakt zu Freunden in der alten Heimat und neue Werteorientierung. Ihre Studien ergeben, dass die Integration besser gelingt, wenn die Jugendlichen eigenständige soziale Beziehungen in der neuen Heimat aufbauen können.

Abschließend zeigen Wolf B. Emminghaus und Bernhard Hauptert anhand von Gesprächsausschnitten die Schwierigkeiten der Identitätsfindung von AussiedlerInnen und AsylbewerberInnen in der Aufnahmegesellschaft Deutschland aufgrund unterschiedlicher Selbst- und Fremddefinition.

Insgesamt gesehen dokumentiert das Werk eine wichtige Etappe in der Entwicklung der interkulturellen Forschung: Wenngleich das Konzept der Kulturstandards in diesem Band stark Raum greift, wird doch in den theoretischen Beiträgen das Hinterfragen eines statischen Konzepts interkulturellen Handelns deutlich. In den 1990er Jahren konnte der Begriff der Kulturstandards für die Praxis interkulturellen Handelns hilfreich sein. Aus heutiger Sicht wirken die theoretischen Texte wie eine Suche nach flexibleren, dynamischeren Konzepten, die sich zu dieser Zeit erst herausbildeten bzw. durchsetzten. Insofern ist der Band ein wichtiger Baustein auf dem Weg zu differenzierenden, kulturverbindenden und kulturübergreifenden Perspektiven.

Literatur

Bolten, J. (2013): Fuzzy Cultures: Konsequenzen eines offenen und mehrwertigen Kulturbegriffs für Konzeptualisierungen interkultureller Personalentwicklungsmaßnahmen. *Mondial: Sietar Journal für interkulturelle Perspektiven*, S. 4–10. URL: http://iwk-jena.uni-jena.de/wp-content/uploads/2019/03/Bolten_2013_Fuzzy_Cultures.pdf [Zugriff 13.3.2023].

Rathje, S. (2010): The Cohesion Approach of Culture and its Implications for the Training of Intercultural Competence. In: *Space Autumn Meeting and Conference in Kavala*, (Kavala, Griechenland). Full Papers, S. 158–177. URL: https://www.academia.edu/download/30068971/space_conference_2010_-_papers.pdf#page=158 [Zugriff am 16.06.2023].

Thomas, A. (1993): Psychologie interkulturellen Lernens und Handelns. In: Thomas, A. (Hrsg.): *Kulturvergleichende Psychologie*. Göttingen: Hogrefe, S. 377–424.

Triandis, H. C. (1984): A theoretical framework for the more effective construction of culture assimilators. *International Journal of Intercultural Relations* 8, S. 301–310.



Cookie White
Stephan / Walter G. Stephan (1996):
Intergroup Relations (Social Psychology Series).
Boulder, CO: Westview.

Saskia Schubert und Tobias Ringeisen

Das Buch *Intergroup Relations* von Cookie White Stephan und Walter G. Stephan erschien im Jahr 1996 als Teil der „Social Psychology Series“ nur zwei Jahre vor Gründung des Hochschulverbandes für Interkulturelle Studien. Beide Autor*innen befassen sich seit Jahrzehnten mit den Themen Intergruppenbeziehungen, insbesondere der Bedeutung von Vorurteilen und Stereotypen, und entwickelten auf Basis eigener Forschung selbst eine Theorie über Determinanten von Bedrohungsempfinden gegenüber Mitgliedern einer anderen Gruppe sowie daraus resultierenden Vorurteilen und Einstellungen (*Integrated Threat Theory*, 2000). Stephans und Stephens Werk hat für die interkulturelle Forschung, besonders im sozialpsychologischen Bereich, eine große Bedeutung und bildete die Grundlage für viele weitere Studien zu Determinanten von Bedrohungsempfinden und Einstellungen gegenüber kulturell diverser Gruppen (für einen Überblick siehe Knez 2020).

Im Vorwort von *Intergroup Relations*, ihrem ersten gemeinsamen Buch, gehen Stephan und Stephan auf die Verände-

rungen der Welt im Zuge der Globalisierung ein. Sie identifizieren die in Zeitungüberschriften vielfältig beschriebenen weltweiten Intergruppenkonflikte als großes Problem des modernen „global village“ (x). Der Zweck ihres Überblickswerkes knüpft an diese Beobachtung an und liegt darin, ein Verständnis für die Ursachen und Hintergründe von Intergruppenkonflikten zu vermitteln und Anstöße für mögliche Lösungsstrategien zu geben. Grenzl意思 dieser Intergruppenkonflikte können sich an ethnischen oder (national)kulturellen Identitäten orientieren, weshalb *Intergroup Relations* mit Blick auf Globalisierung und ein dynamisches Migrationsgeschehen noch immer eine große Aktualität aufweist.

Das Buch bietet einen detaillierten Überblick zu Forschungsergebnissen, die die Entstehung von Stereotypen, Vorurteilen und resultierenden diskriminierenden Verhaltensweisen gegenüber Mitgliedern einer als „anders“ gelesenen Gruppe behandeln. Zunächst gehen die Autor*innen auf die Kontakthypothese (Allport 1954) im Intergruppenkontext ein, nach welcher der wiederholte Kontakt zwischen Mitgliedern verschiedener Gruppen zu positiveren Einstellungen gegenüber den „Anderen“ führt. Schrittweise erweitern Stephan und Stephan diese um verschiedene einflussnehmende Variablen wie z. B. den sozialen und situationalen Kontext oder persönliche Faktoren wie egalitäre Wertevorstellungen der einzelnen Gruppenmitglieder. Um dieses erweiterte Modell zu veranschaulichen, führen Stephan und Stephan eine Fallstudie zur Desegregation in US-amerikanischen Schulen an, in welcher die Effekte ethnisch gemischter Gruppen auf die Beziehungen zwischen afroamerikanischen und weißen Schüler*innen und deren Lernerfolg beschrieben werden. Besonders interessant ist hierbei das Unterkapitel zu kooperativem Lernen in Schulen. Unter Erläuterung verschiedener Grundlagenstudien beispielsweise von Deutsch (1949) und Sherif et al. (1961) legen die Autor*innen dar, wie ethnisch gemischte, kooperative Gruppenbildung in Schulen Beziehungen

zwischen unterschiedlichen ethnischen Gruppen sowie die Einstellungen zueinander und Empathie füreinander langfristig verbessern können. Stephan und Stephan stellen die in *Intergroup Relations* erwähnten Gruppen nicht als natürlich gegeben dar, sondern erläutern mit Hilfe eines Forschungsüberblicks, welche Prozesse der sozialen Identifikation einer Gruppenbildung zugrunde liegen. Sie gehen dabei auf die paradoxe Wirkung von Ethnozentrismus im Intragruppen- und Intergruppenkontext ein und erläutern abschließend unterschiedliche Ansätze und deren Wirksamkeit zur Lösung von Intergruppenkonflikten. Beispiele umfassen Abschreckung, Verhandlung, Mediation und einseitige Deeskalation. Zur Vertiefung von möglichen Lösungsansätzen bei Intergruppenkonflikten sei hier das Nachfolgewerk empfohlen (Stephan/ Stephan 2001).

Die in den verschiedenen Kapiteln von *Intergroup Relations* eingeführten und diskutierten Konstrukte finden sich als Elemente der *Integrated Threat Theory* (ITT) wieder, welche Stephan und Stephan im Jahr 2000 veröffentlichten. Die Theorie beschreibt, wie Bedrohungsempfinden gegenüber Mitgliedern einer Fremdgruppe ursächlich für negative Einstellungen, Vorurteile und im Weiteren feindseliges Verhalten wirken kann. Sie unterscheiden dabei ursprünglich vier verschiedene Arten der Bedrohungsempfindung: realistische Bedrohung, symbolische Bedrohung, Intergruppenangst und negative Stereotypisierung. Weiterhin inkludieren die Autor*innen in ihrer Theorie relevante Aspekte wie zum Beispiel Intergruppenkontakt und soziale Identität als mögliche Antezedentien, die Einfluss auf die Intensität des Bedrohungsempfindens gegenüber der anderen Gruppe nehmen können.

Die Annahmen der ITT wurden in einer Vielzahl von Studien weltweit erforscht und konnten empirisch weithin gestützt werden (Knez 2020). Auch wenn sich die ITT auf Intergruppenbeziehungen im Allgemeinen bezieht, findet die Theorie besonders im interethnischen

und interkulturellen Kontext Beachtung. Auch die von Stephan und Stephan durchgeführten Studien der letzten Jahrzehnte beschäftigen sich vorwiegend mit Einstellungen und Konflikten beim interkulturellem Gruppenkontakt, beispielsweise zwischen Mexikaner*innen und US-Amerikaner*innen (Stephan et al. 2000) oder mit Vorurteilen in interethnischen Settings (Stephan et al. 2002).

Intergroup Relations behandelt in jedem Kapitel ein für die ITT zentrales Element und geht auf Forschungshintergründe, relevante Theorien, sowie Kritik an den Theorien hinsichtlich deren Vollständigkeit bzw. Validität ein. Stephan und Stephan gelingt es, die Zusammenhänge der verschiedenen Elemente untereinander gut verständlich darzustellen, weshalb das Buch eine ausgezeichnete Basis ist, um sich mit Forschung zu Intergruppenbeziehungen, insbesondere im interkulturellen Kontext, zu beschäftigen. Die ausführliche Erläuterung grundlegender Definitionen und Theorien zu den jeweiligen Konstrukten wie zur kulturellen Identität und dem Kulturbegriff befähigt die Lesenden dazu, sich kritisch mit diesen Ansätzen auseinanderzusetzen.

Das Werk von Stephan und Stephan befasst sich mit einem Themenbereich, der für die interkulturellen Studien essenziell ist, leben wir doch in komplexen zwischenmenschlichen Systemen mit vielfältigen kulturellen Identitäten und Überschneidungen. Ebenso wie im Jahr 1996 zeigen auch im Jahr 2023 die Schlagzeilen auf Online-Portalen und in Zeitungen, dass die Navigation durch diese Systeme auf kooperative und konstruktive Art und Weise noch immer schwierig ist und interkulturelle Konflikte allgegenwärtig sind. Auch in Zukunft werden wir uns damit auseinandersetzen müssen, welche Prozesse den Erfolg und Misserfolg von Intergruppeninteraktionen beeinflussen und wie wir Einstellungen und damit das Zusammenleben zum Positiven verändern können. *Intergroup Relations* stellt dabei ein wichtiges

Grundlagenwerk dar, welches die relevanten Theorien sehr breit vorstellt und sich gleichzeitig durch einen sehr anschaulichen Schreibstil auszeichnet. Durch diese Verbindung von Verständlichkeit und Tiefgang ist das Buch eine Bereicherung für alle Lesenden, egal ob Forschende, Studierende oder allgemein Interessierte.

Literatur

Allport, G. W. (1954): *The nature of prejudice*. München: Addison-Wesley.

Deutsch, M. (1949): A theory of cooperation and competition. *Human Relations*, 2, S. 129–152.

Knez, M. (2020): *Thesis Part A-Literature Review: A Meta-Analytic Review of the Threat-Attitudes Relationship for Migrants Targets: Evidence from Integrated Threat Theory & Thesis Part B-Empirical Report* (Doctoral dissertation, Australian Catholic University).

Sherif, M. / Harvey, O. J. / White, B. J. / Hood, W. R. / Sherif, C. W. (1961): *Intergroup Conflict and Cooperation: The Robbers Cave Experiment*. Norman, OK: University Book Exchange.

Stephan, C. W. / Stephan, W. G. (2000): An integrated threat theory of prejudice. In Oskamp, S. (Hrsg.): *Reducing Prejudice and Discrimination*. (The Claremont Symposium on Applied Social Psychology). Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates Publishers, S. 23–46.

Stephan, W. G. / Diaz-Loving, R. / Duran, A. (2000): Integrated threat theory and intercultural attitudes: Mexico and the United States. *Journal of cross-cultural psychology*, 31(2), S. 240–249.

Stephan, W. G. / Stephan, C. W. (2001): *Improving Intergroup Relations*. SAGE Publications, Inc.

Stephan, W. G. / Boniecki, K. A. / Ybarra, O. / Bettencourt, A. / Ervin,

K. S. / Jackson, L. A. / ... / Renfro, C. (2002): The Role of Threats in the Racial Attitudes of Blacks and Whites. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 28(9), S. 1242–1254.



Ulrich Beck
(1997): *Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Yeliz Yildirim-Krannig

Ulrich Beck führt in seinem Buch *Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung* (1997, Neuauflage 2001) ein in die Unwegsamenheiten des Globalisierungsdiskurses, in ihre vielschichtigen Dimensionen, Mehrwertigkeit und Ambiguität. Globalisierung bedeutet für Beck „das erfahrbare Grenzenloswerden alltäglichen Handelns in den verschiedenen Dimensionen der Wirtschaft, der Information, der Ökologie, der Technik, der transkulturellen Konflikte und Zivilgesellschaft“ (44). Anders als die wachsende Internationalisierung des kapitalistischen Wirtschaftssystems seit dem 15. Jahrhundert, mit der Karl Marx und Immanuel Wallerstein den Beginn der Globalisierung ansetzen, oder ihre multidimensionale Verdichtung zwischen 1870 und 1920 (so der Beginn nach Roland Robertson [1992]), ist die Globalisierung der letzten Jahrzehnte eine in allen Lebensbereichen und von fast allen Bewohnern der Erde erfahrbare Wirklichkeit. Sie stellt laut Beck die zentrale Denkvoraussetzung der sog. ersten Moderne radikal in Frage, nach der Gesellschaften in voneinander abgrenzbaren Nationalgesellschaften leben, die von territorial gebunden Nationalstaaten gesteuert werden. Die Prozesse der Globalisierung untergraben die institutionellen Grundlagen und die

Koordinaten dieser nationalstaatlich gerahmten, industriegesellschaftlich geprägten ersten Moderne. An ihre Stelle tritt keine einheitliche Weltgesellschaft und gewiss kein – notwendigerweise imperialer (184) – Weltstaat, sondern bestenfalls transnational kooperierende Staaten, sozial und ökologisch verantwortlich handelnde Unternehmen und eine kosmopolitisch-solidarische Zivilgesellschaft (218ff.).

Beck begriff die Globalisierung als doppelte Chance: Sie zwingt zum einen, die überkommenen Institutionen der nationalen Industriegesellschaft aufzubrechen und zu verändern – und sie erzwingt neue Formen der Kooperation jenseits des Nationalstaats. Der Staat wird gezwungen, sich zum „transnationalen Kooperationsstaat“ weiterzuentwickeln.

Den Übergang von der ersten Moderne zur zweiten Moderne versteht Beck als Rekonstruktion, geprägt von Brüchen und Entwicklungsschüben. Die zweite Moderne eröffnet für ihn ein neues Spielfeld: Selbst, wenn sich der Handlungsrahmen und die institutionelle Form der Politik mit dem Übergang von der Ersten zur Zweiten Moderne ändern, bleiben die normative Substanz und der aufklärerische Impetus des Projekts der Moderne erhalten. Aber es wird gezwungen, seine eigenen Grundlagen zu hinterfragen.

Der Staat soll im Zeitalter der Globalisierung und Europäisierung neu positioniert werden. Im Kern geht es Beck um die Notwendigkeit, dass Staaten globale Verantwortung übernehmen, und um die Bedingungen, unter denen das auch tatsächlich geschieht (Kosmopolitismus). Für Beck ist die Anerkennung von Andersheit, sei es von Individuen, sei es von Nationen, grundlegend. Hierfür bedarf es eines Öffnungsprozesses: Der Ausbau der Verkehrsnetze und Transportmittel fördert transkulturelle Begegnungen, etwa durch Migration und Tourismus. Wirtschaftsgüter werden in steigendem Maß im- und exportiert.

Die Kommunikationstechnologien wie das Internet ermöglichen weltweiten Informationsaustausch in Sekunden und die Verlagerung von nichtproduktgebundenen Dienstleistungen in andere Kontinente. Die positiven Effekte der Öffnung in Institutionen (am Beispiel von Unternehmen, Zivilgesellschaft, Kultur, Politik, Verwaltung und Recht) unter den Bedingungen der Globalisierung gehen notwendigerweise mit negativen Konsequenzen einher, wie Richard Münch (2000) treffend beschreibt. Institutionelle Öffnung erhöht häufig die Flexibilität in Form von Pluralität, individuellen Handlungsspielräumen und Sensibilität für den Einzelfall, reduziert jedoch die Stabilität, die Handlungs-, Steuerungs- und Steuerungsfähigkeit und damit die Orientierung, Berechenbarkeit und Kohäsion. Die mit der Globalisierung verbundenen Öffnungsprozesse haben sehr ambivalente Auswirkungen, die in weiten Teilen der Welt zum Wunsch nach Schließung führen. Die von Münch intendierte Schließung ist zu unterscheiden von dem Diskurs der Verschließungen, der bei rechtspopulistischen Bewegungen in den letzten Jahren in vielen westlichen Staaten an Macht gewonnen hat. Erlebte Verunsicherung und Legitimitätsverlust von Politik („Establishment“) und Medien („Lügenpresse“) lassen diese Kräfte zur Ausgrenzung von Migranten und zum Angriff auf supranationale Organisationen wie der Europäischen Union aufrufen. Als Sündenböcke für gesellschaftliche Fehlentwicklungen werden von Populisten Anderskulturelle verantwortlich gemacht. Die aktuelle Situation in Deutschland beschreibt Klaus J. Bade (2016) in ähnlicher Weise:

„Auf der einen Seite steht die wachsende Gruppe der stillen Kulturpragmatiker oder sogar Kulturoptimisten. Für sie ist die kulturelle Vielfalt als Folge von Zu- und Einwanderungen längst eine mit Selbstverständlichkeit akzeptierte alltägliche Lebenswirklichkeit geworden. Auf der anderen Seite rumort die schrumpfende, aber umso lauter protestierende Gruppe der Kulturpessimisten oder doch MultiKultiPhobiker.“ (Bade 2016:38)

Globalisierung wirkt sich in drei transnationalen Generationskonstellationen aus:

1. Die Gleichheitserwartungen wachsen, ein ‚normales‘ Leben wird in nichtwestlichen Ländern zunehmend am Lebensstil westlicher Medienprodukte und Touristen gemessen und begründen den idealisierten Traum, in westliche Länder zu migrieren.
2. Eine wachsende Zahl von Jugendlichen leben als Migrant*innen der zweiten oder dritten Generation in ‚transnationalen Heimaten‘. Sie sollten weniger als Problem denn als Chance wahrgenommen werden.
3. Globalisierung bedeutet auch mehr Konkurrenz, schnelleres Tempo, Innovationsdruck und Abbau von Rechten. Innerhalb der ‚Generation Global‘ besteht ein konfliktreiches Spannungsverhältnis: Eine ‚Generation Weniger‘ aus den Industrieländern trifft auf eine ‚Generation Mehr‘ aus den Entwicklungsländern. Im globalen Norden haben Jüngere anders als in den 1950er bis 1970er Jahren nur eingeschränkt Aussicht auf einen festen und dauerhaften Arbeitsplatz. Prekäre und befristete Arbeitsverhältnisse sind in der ‚Generation Praktikum‘ weit verbreitet.

Wenn motivierte und qualifizierte Migrant*innen an dem begrenzten westlichen Wohlstand teilhaben wollen, ist noch ganz offen, wie dieser Verteilungskampf ausgetragen wird: als politischer Aushandlungsprozess oder in individualistischem Pragmatismus, solidarisch oder konfrontativ. Klar ist, dass Irritationen und Unsicherheit, hervorgerufen durch Unvertrautheit, diesen Prozess begleiten. Je nach Alter, sozialem Status, kulturellem Milieu und politischer Verortung sind die Tendenzen zur Bejahung von Vielfalt, zur offenen Begegnung und zum gegenseitigen Lernen unterschiedlich gelagert und mit unterschiedlichen Vorannahmen versehen. Was bleibt, ist die Notwendigkeit zur Förderung inter-

kultureller Öffnung und interkultureller Kompetenz.

Literatur

Beck, U. (2000): *Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Münch, R. (2001): *Offene Räume, Soziale Integration diesseits und jenseits des Nationalstaats*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bade, K. J. (2016): Von Unworten zu Untaten. *IMIS-BEITRÄGE* Heft 48/2016, S. 35–37. URL: https://www.imis.uni-osnabrueck.de/fileadmin/4_Publikationen/PDFs/imis48.pdf [Zugriff am 03.04.2023].



Michael Byram
(1997, 2021):

Teaching and Assessing Intercultural Communicative Competence. Revisited. Bristol: Multilingual Matters.

Christoph Vatter

Über zwanzig Jahre nach der ursprünglichen Veröffentlichung von *Teaching and Assessing Intercultural Communicative Competence* (1997) ist Michael Byrams grundlegendes Werk zur interkulturellen Kompetenz im Kontext des Fremdsprachenunterrichts 2021 in einer aktualisierten Fassung neu aufgelegt worden. Byrams Buch aus dem Jahr 1997, das sicherlich zu den Klassikern der interkulturellen Kommunikations- und Kompetenzforschung – zumindest im europäischen Raum – gezählt werden kann, mag zwar mittlerweile etwas in Vergessenheit geraten sein, die in ihm entwickelten Ansätze und Konzepte, vor allem die der „interkulturellen kom-

„kommunikativen Kompetenz“ (ICC) und des „intercultural speaker“, haben sich aber fest etabliert und Eingang in die Curricula für Fremdsprachenunterricht in Schulen und Hochschulen gefunden. Die internationale Ausstrahlung und Breitenwirksamkeit der „interkulturellen kommunikativen Kompetenz“ ist letztlich vor allem ihrer Verankerung im Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen GER für Sprachen zu verdanken. Die ergänzte Neuauflage des Werks gibt nun Anlass für eine Neu-Lektüre (oder Wieder-Entdeckung) von Michael Byrams Ideen.

Auffällig ist, dass die anwendungsbezogene interkulturelle Forschung im Kontext von internationaler Wirtschaftszusammenarbeit, interkultureller Personal- und Organisationsentwicklung und die interkulturelle Fremdsprachendidaktik sich eher parallel entwickeln und die jeweiligen Diskurse nur wenige Berührungspunkte aufweisen. Auch Byram beklagt, dass der Faktor Sprache in vielen zentralen Werken der interkulturellen Forschung nicht – oder zumindest nicht ausreichend – berücksichtigt wird:

„From the language teacher’s perspective, however, it is again the lack of attention to language and its embeddedness in the culture of a social group that is most striking.”
(21)

Diese Einschätzung gilt sowohl für den Entstehungskontext des Buchs in den 1990er Jahren als auch für die heutige Zeit. Dabei stellt der Fremdsprachenunterricht eine zentrale interkulturelle Kontaktzone, einen veritablen Hotspot für Kultur- und Wissenstransfer (eventuell aber auch einen Generator für Stereotype und andere Verzerrungen in der Fremdwahrnehmung) und ein Feld interkulturellen Lernens mit großer Breitenwirksamkeit dar, das einen eigenen Zugang zur interkulturellen Kommunikations- und Kompetenzforschung entwickelt hat. So wie der vorliegende Band sich als Teil einer Bewegung versteht, das Bewusstsein für kulturelle Inhalte in der Fremdsprachenbildung zu stärken, die

Fähigkeiten zum kritischen interkulturellen Denken im Fremdsprachenunterricht zu schulen und letztlich auch aktives Engagement in und außerhalb des Lernraums zu fördern (vgl. XI), so ist es auch ein Desiderat, die kommunikative und (fremd-)sprachliche Dimension interkultureller Interaktion in der interkulturellen Managementforschung und in Praxisfeldern wie Training oder Beratung angemessen zu berücksichtigen.

Teaching and Assessing Intercultural Communicative Competence. Revisited behandelt dieselben Konzepte und Ideen wie die erste Version des Buchs. Der Schwerpunkt liegt auf der Entwicklung des Modells der „intercultural communicative competence“ (ICC), das vor allem im Zuge der kompetenzbasierten Ansätze zum Fremdsprachenlernen im Zusammenhang mit dem Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen GER weitreichend institutionalisiert und implementiert wurde. Der vorliegende Band legt die theoretischen und konzeptuellen Grundlagen dazu und versteht sich als ein anwendungsorientiertes Werk für die Gestaltung von Fremdsprachenunterricht; er regt die Umsetzung des ICC-Ansatzes in Curricula und in konkreten didaktischen Szenarien an. Es handelt sich dabei nicht um eine grundlegend überarbeitete Neuauflage, die der Entwicklung des Forschungsstandes in vollem Maße gerecht werden will, wie der Autor auch selbst unterstreicht (10). Stattdessen greift Byram zentrale Kritikpunkte am ICC-Modell seit Ende der 1990er Jahre auf und arbeitet sie in Form von Präzisierungen und weiteren Erläuterungen ein. Ein besonderes Anliegen ist die Erweiterung der ethischen und politischen Dimension der „interkulturellen kommunikativen Kompetenz“, die im Ansatz der „intercultural citizenship“ als Ziel eines interkulturell konzipierten Fremdsprachenunterrichts mündet (s.a. Byram 2008; Byram et al. 2023).

In der Einleitung stellt Byram den breiteren Kontext seines Ansatzes dar. Das übergeordnete Ziel seiner Ausführungen, die sich in erster Linie an Lehrkräfte

wenden, ist die Positionierung des Fremdsprachenunterrichts als Ort der Vermittlung von komplexen Fähigkeiten, die deutlich über rein sprachlich-kommunikative Kompetenzen hinausgehen. Es gehe weniger darum, Fähigkeiten für touristische Zwecke zu vermitteln; sein Modell ist vielmehr das der Lernenden als „sojourner“ (2), die im Fremdsprachenunterricht lernen, mehr zu erfahren und wahrzunehmen als traditionelle Tourist*innen, um vertrauensvolle Beziehungen aufzubauen – Byram unterstreicht dies mit dem Verb „to relate“. Damit verbunden ist auch ein kritisches interkulturelles Bewusstsein als Voraussetzung für demokratische Verantwortung im Sinne von „intercultural citizenship“ (4).

Die sechs folgenden Kapitel führen von theoretischen Ausführungen und Positionsbestimmungen zur praktischen Anwendung des ICC-Modells in der Gestaltung von Curricula sowie in Bewertungskriterien und -methoden. In Kapitel 1 *Defining and Describing Intercultural Communicative Competence* geht der Autor von – v.a. sprachwissenschaftlichen – Überlegungen zum Kompetenzbegriff aus. Er integriert Überlegungen zur Rolle von non-verbaler Kommunikation im Fremdsprachenunterricht und in der interkulturellen Interaktion und berücksichtigt auch – die in der Fremdsprachendidaktik häufig vernachlässigten – Inter-Gruppen- bzw. internationalen (‘cross-cultural’) Beziehungen. Auch Machtasymmetrien werden – unter Rückgriff auf Bourdieu – reflektiert. Letztlich postuliert Byram für den Sprachunterricht, dass es nicht länger darum gehen sollte, Repräsentationen und Stereotype von anderen Kulturen zu vermitteln, sondern vielmehr „[to] concentrate on equipping learners with the means of accessing and analysing any cultural practices and meanings they encounter, whatever their status in a society“ (25). Damit schreibt der Verfasser seinen Ansatz, der in der Erstfassung bisweilen als auf einem nationalen Kulturverständnis beruhend kritisiert wurde, in zeitgenössische Diskurse eines komple-

xen und dynamischen Kulturbegriffs im Sinne der Multikollektivität ein.

Im darauf folgenden Kapitel 2 stellt der Autor ausführlich das bekannte Modell der „intercultural communicative competence“ mit seinen fünf verschiedenen Komponenten interkultureller Kompetenz vor. Hintergrund ist die Abkehr vom „native speaker“ als – letztlich nie zu erreichendes – Idealziel des Fremdsprachenunterrichts; stattdessen führt er das Konzept des „intercultural speaker“ (43) ein, bei dem Wissen und Einstellungen, Fähigkeiten zur Interpretation/Übersetzung und zum Beziehungsaufbau („skills of interpreting and relating“, 44) sowie zum neugierigen Entdecken und zur Interaktion an die Stelle einer möglichst perfekten Sprachbeherrschung rücken. Byrams Modell der interkulturellen Kompetenz umfasst die Elemente (1) *savoir-être (attitudes – relativising self/ valuing other)* (2) *savoirs (knowledge)*, (3) *savoir-comprendre (interpret and relate)*, (4) *savoir apprendre/faire (discover and/or interact)* und (5) *savoir s'engager (education – political education/ critical cultural awareness)*. Byram betont besonders die politische Dimension interkultureller Kompetenz (*savoir s'engager*), die sich durch ein kritisches interkulturelles Bewusstsein sowie politische Bildung auszeichnet. Dieses Modell interkultureller Kompetenz wird dann zu einem integrierten Modell der interkulturellen kommunikativen Kompetenz (62, 98) weiterentwickelt, das linguistisch-sprachliche, soziolinguistische und Diskurs-Kompetenz ebenso mit einbezieht wie verschiedene schulische und außerschulische Lernorte – und damit auch verschiedene Grade der Autonomie bei den Lernenden berücksichtigt.

Im Fokus von Kapitel 3 steht die Diskussion von Lernzielen, die mit den fünf Komponenten des ICC-Ansatzes verknüpft sind. Der Autor unterstreicht die Kontextabhängigkeit von Fremdsprachenunterricht und interkulturellen Kompetenzen (88) und geht folgerichtig vor allem auf übergeordnete Prinzipien und weniger auf detaillierte

(Unterrichts-)Beispiele ein. In anschaulicher Art und Weise stellt er für jede Komponente der ICC einzelne Lernziele vor und illustriert sie anhand des Modells des „intercultural speaker“. Er schlägt damit eine Brücke zur Anwendung des Modells im Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen (GER) und unterstreicht die Bedeutung von Lernzielen, die über rein sprachliche Fertigkeiten hinausgehen. Dazu gehören z.B. Kenntnisse über kulturhistorische Zusammenhänge (*knowledge*) in Bezug auf Erinnerungskulturen im eigen- wie im fremdkulturellen Kontext oder auch kritische Analysefähigkeiten als Voraussetzung für interkulturelle Interaktion (90). In einem für die ergänzte Auflage neu redigierten Teil geht der Autor auf die Rolle des „intercultural speaker“ als interkultureller Mittler (*mediator*, 99) und Deskriptoren für die Bestimmung von sprachlich-kulturellen Mittlerkompetenzen in mehrsprachigen und mehrkulturellen Kontexten ein.

Wie die ICC in konkrete Curricula implementiert werden kann, diskutiert Byram anhand von Beispielen aus unterschiedlichen Bildungskontexten und Ländern in Kapitel 4, z.B. anhand von Französischunterricht an der Ostküste der USA und Englisch in Taiwan. Dabei wird die Kontextabhängigkeit von Lernzielen und der Umsetzung des ICC-Modells deutlich. Abschließend unterstreicht er – wieder mit Bezug auf das deutsche Modell der politischen Bildung – die ethische Verantwortung von Lehrenden in der Förderung von „intercultural citizenship“.

Das Buch schließt mit einem Kapitel (5) zum *Assessment*, d. h. zur Leistungsmessung und Evaluation der fünf *savoirs*. Byram arbeitet heraus, dass das Modell der interkulturellen kommunikativen Kompetenz Prüfungsformen verlangt, die über traditionelle Klausuren und Tests hinausgehen, und stellt alternative Methoden, wie z. B. Lernportfolios vor.

Was ist letztlich neu an *Teaching and Assessing Intercultural Communicative*

Competence. Revisited – und warum lohnt sich die Lektüre auch mehr als 25 Jahre nach der Erstveröffentlichung aus Sicht der interkulturellen Kommunikationsforschung? Während die grundlegende Struktur des Buchs und die Konzepte des „intercultural speaker“, der interkulturellen kommunikativen Kompetenz sowie deren curriculare Umsetzung, für die Michael Byram seit über 25 Jahren steht, unverändert geblieben sind, zeichnet sich die Neuauflage vor allem dadurch aus, dass der Autor auf zahlreiche Kritikpunkte an seinem Ansatz eingeht, darunter u. a. die Rolle der nonverbalen Kommunikation, neue Kontexte in Bezug auf internationale Mobilität und Migration – hier ist z. B. die Diskussion der Bezüge zwischen Fremd- und Zweitsprachenerwerb anzuführen –, die Rolle des Englischen als *lingua franca* und Neu-Perspektivierungen des Kulturbegriffs, die er v. a. in Bezug auf Machtasymmetrien und Multikollektivität aufgreift. Damit bezieht der Autor in seine Argumentation die erhöhte Komplexität der VUCA-Welt mit ein, die sich durch Volatilität, Unsicherheit, Komplexität und Ambiguität auszeichnet, sodass metakognitive Kompetenzen wie der „critical cultural awareness“ ein herausragender Stellenwert zukommt – für internationalen Austausch und Zusammenarbeit ebenso wie für den Aufbau von kommunikativen und interpersonellen Beziehungen innerhalb der eigenen Gesellschaften der Lernenden, die sich auch durch Multikulturalität, Diversität und Mehrsprachigkeit auszeichnen. Hinter Michael Byrams Überlegungen steht das Bild von Fremdsprachenlernenden als sehr offenen Menschen mit der Neugier und dem Mut von Ethnolog*innen sowie mit bürgerlichem Engagement und Verantwortungsbewusstsein, wie auch Karen Risager in ihrem Vorwort zu Byrams Buch unterstreicht (vgl. X). Gerade der Schritt hin zum Ziel einer „intercultural citizenship“, das der Autor auf Grundlage des Humboldt’schen Bildungsbegriffs und des v. a. in Deutschland verbreiteten Konzepts der politischen Bildung (vgl. 55) entwickelt, stellt die zentrale Bot-

schaft der Neuauflage dar. Sein dezidiert wertebezogener Ansatz macht deutlich, dass angesichts aktueller Herausforderungen (nicht nur) der europäischen Gesellschaften interkulturelle Kompetenzen ein zentrales Bildungsziel darstellen und der Fremdsprachenunterricht dabei eine wichtige Rolle einnehmen kann. Byrams Absage an ein rein funktionalistisches Verständnis von Spracherwerb zeigt weiterhin, dass die Fortschritte im Bereich der künstlichen Intelligenz, gerade in Bezug auf Sprachmittlung und Übersetzung, das Fremdsprachenlernen noch lange nicht überflüssig machen. Auch heute ist Byrams Buch damit noch ein sehr lesenswertes Plädoyer für die Einbeziehung von fremdsprachendidaktischen Ansätzen in die interkulturelle Kommunikationsforschung sowie die damit verknüpften Praxisfelder und eine anregende Lektüre, weit über den Kontext des Fremdsprachenunterrichts hinaus.

Literatur

Byram, M. (2008): *From Foreign Language Education to Education for Intercultural Citizenship: Essays and Reflections*. Bristol: Multilingual Matters.

Byram, M. / Fleming, M. / Sheils, J. (Hrsg.) (2023): *Quality and Equity in Education: A Practical Guide to the Council of Europe Vision of Education for Plurilingual, Intercultural and Democratic Citizenship*. Bristol: Multilingual Matters.



Stella Ting-Toomey (1999):

Communicating across Cultures. New York: The Guilford Press.

Gundula Gwenn Hiller

Die bemerkenswerte Arbeit von Stella Ting-Toomey scheint mir im deutschsprachigen Raum recht wenig rezipiert worden zu sein. Deshalb lade ich mit meinem Beitrag hier dazu ein, ihren Lehrbuch-Klassiker *Communication across Cultures* wieder- bzw. neu zu entdecken!

Die erste Ausgabe des Bandes kam 1999 heraus, und knapp 20 Jahre später erschien eine stark aktualisierte Neuausgabe (2018). Hier integriert die Autorin, nun zusammen mit Co-Autor Tenzin Dorjee, die neuen Ansätze und Veränderungen des Felds. So basiert das Werk der beiden Kommunikationswissenschaftler:innen auf einem interdisziplinären Ansatz und berücksichtigt Forschung aus der Psychologie, Anthropologie, Soziolinguistik, Soziologie, den interkulturellen Beratungswissenschaften, dem internationalem Management und den Erziehungswissenschaften. Die besondere Leistung von Stella Ting-Toomey im Forschungs- und Praxisfeld der interkulturellen Kommunikation besteht aus zwei Ansätzen, die sie kombiniert:

Zum einen brachte sie bereits vor mehr als 20 Jahren den Aspekt der Achtsamkeit mit in die interkulturelle Kompetenzdebatte ein, also zu einem Zeitpunkt, als die Praxis der Achtsamkeit noch längst nicht so bekannt war wie heute. Zum anderen machte sich die Autorin als praxisorientierte Theoretikerin in Bezug auf Konfliktmanagement einen Namen. So wird sie insbesondere mit der von ihr entwickelten *Identity Negotiation Theory* (INT) in Verbindung gebracht.

Beide Ansätze, also Achtsamkeit und INT, wurden schon in der Erst-

aufgabe ausgiebig dargestellt. Die 2018 erschienene Neuauflage präsentiert jedoch einiges mehr, so z. B. ein neues Framework in Bezug auf die Theorie der Identitätsaushandlung: die *Integrative Identity Negotiation Theory* (IINT). Der Co-Autor der Neuauflage, Tenzin Dorjee, ist Experte für Intergruppenkommunikation und Lebenswelten von Migrant:innen und Geflüchteten. Insofern bietet der im Buch überarbeitete Ansatz besonderes Potential zur interkulturellen Kompetenz in Bezug auf Einwanderungsgesellschaften sowie zum „intergroup conflict dialogue“ (296f.) zwischen Migrant:innen und Aufnahmegesellschaft. Diese zentralen Aspekte werden weiter unten kurz erläutert.

Die Autor:innen beginnen mit fünf Grundannahmen über interkulturelle Kommunikation:

1. Interkulturelle Kommunikation bezieht unterschiedliche Grade von soziokulturellen Gruppenunterschieden mit ein.
2. Interkulturelle Kommunikation involviert einen gleichzeitigen Codierungs- und Dekodierungsprozess verbaler und nonverbaler Nachrichten.
3. Clashes in interkulturellen Begegnungen gehen meistens aus gut gemeinten Situationen hervor, weil ja niemand unhöflich sein will.
4. Interkulturelle Kommunikation findet immer in einem Kontext statt.
5. Interkulturelle Kommunikation ist immer in Systeme eingebettet und Menschen sind immer Ausführende sozialer Rollen und bewirken gleichzeitig Veränderung durch ihr Handeln.

Daraus leitet sich der Aufbau des Bands ab, wobei die Darstellung der von Ting-Toomey entwickelten *Identity Negotiation Theory* (INT) und in der erweiterten Neuauflage dann auch der *Integrative Identity Negotiation Theory* (IINT) das Kernstück darstellt. Die INT

befasst sich mit der Aushandlung von soziokultureller „membership identity“ (51) und persönlichen Identitätsfragen in Kommunikationssituationen zwischen Gruppen. Der Ansatz möchte erklären, warum Menschen emotionale Vulnerabilität erfahren, wenn sie mit „dissimilar others“ (v) kommunizieren, und findet Erklärungsansätze in der Komplexität des Identitätsmanagements und in Intergruppen- bzw. Abgrenzungsmechanismen.

Die INT unterstreicht also die Bedeutung der jeweils relevanten soziokulturellen Zugehörigkeitsidentität und auch der persönlichen Identitätsmerkmale für Begegnungen zwischen Gruppen. Soziokulturelle Identitäten können hierbei von der ethnischen Zugehörigkeitsidentität bis hin zu familiären Rollenvorstellungen reichen, und persönliche Identitäten können alle einzigartigen Attribute umfassen, die Menschen mit ihrem individuellen Selbst im Vergleich zu denen anderer assoziieren. Das Verständnis der Komplexität von Identitätskonstruktionen ist laut Ting-Toomey von entscheidender Bedeutung, da die polygonale (= vieleckige) Identität einer Person ihre soziale Kognition, den motivationalen Antrieb, die affektive Ebene und ihre kommunikativen Tendenzen prägt. Das Individuum erwirbt demnach seine zusammengesetzte Identität durch soziokulturelle Prägungsprozesse und individuelle Erfahrungen. Der Begriff „Aushandlung“ bzw. „negotiation“ in der INT bezieht sich auf den Austausch verbaler und nonverbaler Botschaften zwischen zwei oder mehr Gesprächspartner:innen, die die verschiedenen soziokulturellen, gruppenbasierten oder individuellen, personenbezogenen Identitätsbilder der bzw. des Anderen in situ aufrechterhalten, bedrohen oder verstärken. Die INT, so die Autor:innen, betont die dialektischen Spannungen, die Migrant:innen und Minderheiten erleben, wenn sie kulturelle Grenzen vom Vertrauten zum Unvertrauten überschreiten.

2015 plädierte Ting-Toomey erstmals zusammen mit Dorjee in einem Auf-

satz für eine „integrative perspective in fusing intercultural communication competence theorizing work with essential intergroup communication constructs“ (IINT) (Ting-Toomey/Dorjee 2015:505). Hierbei sprechen die Autor:innen sich für die Entwicklung einer interkulturellen-intergruppen-Kommunikationskompetenz aus, die mit einer identitätssensiblen Achtsamkeit einhergeht. Ihrer Auffassung nach unterstützt das Wissen um IINT, angemessen, effektiv und anpassungsfähig mit unterschiedlichen soziokulturellen Mitgliedergruppen zu kommunizieren. Das Verstehen der unterschiedlichen und sich überschneidenden Merkmale von interkultureller und gruppenübergreifender Kompetenz, so die beiden Autor:innen, könne insbesondere den Weg ebnen zu einer umfassenderen Unterstützung von Migrant:innen.

Als weiteres Schlüsselkonzept verstehen Ting-Toomey und Dorjee das achtsame Entwickeln von Kultur- und Identitätssensibilität, das mit einem flexiblen Mindset, einem „resonating heartstring“ (vi) sowie Handlungskompetenz einhergehen sollte. Das heißt, gepaart mit Achtsamkeit soll die IINT die interkulturell Lernenden als „GPS durch die Welt der interkulturellen Begegnungen navigieren“ (ebd.).

Achtsamkeitspraxis bedeutet, die Fähigkeit zu kultivieren, unsere eigenen inneren Annahmen, aufkommenden Emotionen und Absichten zu durchschauen und gleichzeitig die zugrundeliegenden Annahmen, aufkommenden emotionalen Reaktionen und Absichten der anderen Person ohne reaktives Urteil wahrzunehmen. Dazu gehört auch die Entwicklung der Fähigkeit, sich im Moment zu orientieren, das metakognitive Bewusstsein zu schärfen und sich auf die Gefühle des Gegenübers sowie eine transparente Resonanz mit der/den anderen Person/-en einzustellen. In Bezug auf interkulturelle oder Intergruppen-Situationen heißt Achtsamkeit, so die Autorin:nen, während der Interaktion mit der fremden Person voll präsent und

ohne reaktives Urteil zu sein, sich der eigenen eventuellen Verunsicherung oder Irritation bewusst zu sein, und metakognitives Denken über das Denken zu praktizieren. So könne man mit einem reinen Herzen einer Situation begegnen und sich der eigenen kulturellen und persönlichen Gewohnheiten bewusst sein. Dazu gehört auch, die eigenen, eventuell ethnozentrisch geprägten Vorannahmen zu erkennen ebenso wie die sozio- und interkulturellen Perspektiven und Interpretationslinsen der Anderen.

Das klingt anspruchsvoll? Ist es auch! Aber tatsächlich erschließt sich bei der Beschäftigung mit den Darlegungen Ting-Toomeys und Dorjees, warum Achtsamkeitspraxis eine hervorragende Basis für interkulturell kompetentes Denken und Handeln darstellt. Nun ist Achtsamkeit jedoch – genau wie interkulturelle Kompetenz – eine Fähigkeit, die geübt sein möchte, und sie erfordert ein hohes Maß an kognitiver Selbstdisziplin. Inzwischen ist die Achtsamkeitspraxis zwar sehr viel verbreiteter als Ende der 1990er Jahre, wo sie zumindest in Deutschland, wenn überhaupt bekannt, mit dem Buddhismus in Verbindung gebracht wurde. Inzwischen wird Achtsamkeit zumeist als Mittel der Stressbewältigung, der Selbsterkenntnis, zum Regulieren von Emotionen oder zum Glückserleben gehandelt. Aber letztlich ist sie vermutlich schwieriger zu erlernen als andere Soft Skills und setzt eine regelmäßige Meditationspraxis oder zumindest eine große Präsenz und Selbstbeobachtungsgabe voraus. Aber diese meta-kognitive oder auch spirituelle Komponente, die Ting-Toomey und Dorjee hier mit einbringen, macht ihren Ansatz eben auch einzigartig.

Die einschlägigen Theorien sind insgesamt solide aufgearbeitet, gleichzeitig aber praktisch orientiert. Der Band betrachtet zahlreiche kommunikative Kontexte, von individueller über Intergruppen-Kommunikation bis hin zu Social Media und nonverbaler Kommunikation. Die Erkenntnisse können auf verschiedene gesellschaftliche Felder

übertragen werden, achtsame Guidelines geben praktische Hilfestellungen um durch interkulturelle Kontaktsituationen zu navigieren. Die IINT liefert zusammen mit Achtsamkeit ein komplexes, aber wertvolles Framework, das gleichzeitig die drei Ebenen Wissen, Einstellungen und Emotionen („mindset“ und „heartset“, ix) sowie verhaltensbezogene Skills einbezieht. Positiv hervorzuheben ist auch der interdisziplinäre Ansatz, also, dass nicht nur psychologische Aspekte diskutiert werden, sondern beispielsweise auch ein Kapitel der Bedeutung von Sprachcodes und nonverbalen Subtilitäten gewidmet ist. Die Schlüsselkonzepte werden durch Tabellen und Abbildungen illustriert, und viele Beispiele sowie Tipps verleihen dem Buch einen hohen Anwendungsbezug. Besonders gefallen mir Konzepte wie „mindful and mindless stereotyping“ (282); die „O-D-I-S method“ (O – observing; D – describing; I – interpreting; S – suspending evaluation, 196); die „mindful guidelines“ (am Ende jedes Kapitels), auch die Impulse zum Konfliktmanagement (Kapitel 10) oder etwa „die zehn Fragen, die wir stellen sollten in interkulturellen Dilemma-Situationen“ („when we encounter culture-based tug-and-pull ethical dilemma situations“, 381).

Das Buch fordert heraus, und erwartet eine hohe Reflexionskompetenz von Anwender:innen der achtsamen *Integrative Identity Negotiation Theory*. Neben der Komplexität der Ansätze ist es auch sprachlich für Nicht-Mutterprachler:innen des Englischen nicht immer leicht zugänglich. Dennoch: Die Lektüre lohnt sich, da sie den Diskurs um wertvolle Perspektiven erweitert! Achtsame Kommunikation mit „dissimilar others“ und Wissen um die Zusammenhänge zwischen Interkulturalität, Identitätsaushandlungs- und Abgrenzungsprozessen scheinen ein guter Weg, um eine konstruktive Kommunikationskultur in heterogenen Kontexten zu fördern.

Literatur

Ting-Toomey, S. / Dorjee, T. (2015): Intercultural and intergroup communication competence: Toward an integrative perspective. In: Hannawa, A.F. / Spitzberg, B. H. (Hrsg.): *Communication Competence*. London: De Gruyter Mouton, S. 503–538.

Ting-Toomey, S. (1999): *Communicating across Cultures*. New York: The Guilford Press.

Ting-Toomey, S. (2018): *Communicating across Cultures*. 2nd edition. New York: Guilford Publications.



Bernd Müller-Jacquier

(2000): Linguistic Awareness of Cultures. Grundlagen eines Trainingsmoduls. In: Bolten, J. (Hrsg.): *Studien zur internationalen Unternehmenskommunikation*. Leipzig: Popp, S. 20–51.

Julia Frisch

Das Modell der „Linguistic Awareness of Cultures“ (LAC) von Bernd Müller-Jacquier, emeritierter Professor für Interkulturelle Germanistik an der Universität Bayreuth und passionierter Fremdsprachendidaktiker, erreichte in der Vielzahl neuer und innovativer Trainingskonzepte, die zu Beginn der 2000er Jahre erschienen, vor allem durch seine klar definierten Kriterien zur Analyse interkultureller Kommunikationssituationen ein interessiertes Publikum. Müller-Jacquier betont hierbei die Bedeutung von Sprache als zentralen Aspekt interkultureller Kommunikation und legt dar, wie eng Sprache und kulturelle Normen miteinander verknüpft sind. Er beschreibt die Bedeutung von Reflexion und Selbstbeobachtung, spricht

Culture (Self-)Awareness, um interkulturelle Missverständnisse zu erkennen und kultursensitiv kommunizieren zu können. Kommunikation und sprachliches Handeln als Grundlage interkultureller Interaktionen ist hierbei an sich kein neuer Ansatz, auch nicht im Jahr 2000, jedoch reduziert das LAC die komplexen Ebenen kultur- und somit kontextgebundener Gesprächsverläufe auf einfach nachzuvollziehende Bausteine, die auch isoliert voneinander in interkulturellen Trainingsformaten oder im Fremdsprachenunterricht thematisiert werden können. Ausgehend von der kontextbezogenen Bedeutung vermeintlich eindeutig zu übersetzender Alltagsbegriffe wie „Freund“ oder „Familie“ integriert das LAC neben non- und paraverbalen Faktoren auch Intentionen von Sprachhandlungen und ritualisierte Gesprächskonventionen, direkte und indirekte Kommunikationsstile, Tabuthemen und sprachliche Register sowie kulturgebundene Werte, Normen und Kommunikationshandlungen. Die daraus entstandenen zehn Analyse Kriterien können wiederum im Rahmen von Trainings und Workshops zur Bearbeitung real ablaufender Gespräche in multikulturellen Gruppen ebenso angewendet werden wie bei der Arbeit mit Videoaufnahmen.

Das LAC hat mit der Verknüpfung von sprach- und kulturwissenschaftlichen Ansätzen einen Nerv getroffen. Müller-Jacquier argumentiert, dass den wenigsten Personen im Kontext interkultureller Situationen bewusst sei, dass Schwierigkeiten und Missverständnisse ihren Ursprung häufig in unterschiedlichen Realisierungen von Kommunikationskonventionen haben – und nicht in der Person oder Psychologie ihres Gegenübers. So werden vermeintlich schroff wirkende Formulierungen oder eine aggressive Stimmfärbung darauf zurückgeführt, dass die Person an sich unhöflich sei, und nicht darauf, dass ihre Art der Kommunikation divergierenden kulturellen Gewohnheiten folgt.

„Die meisten Menschen wenden in interkulturellen Kommunikationssituationen

unbewusst primär die eigenen Regeln der Kommunikation an und interpretieren das fremdkulturelle Handeln auch auf Basis dieser Grundlage.“ (26)

Das Ziel, ein Bewusstsein für die Eigen- und Fremdwahrnehmung kommunikativer Handlungen zu schaffen, ist darum bis heute ein zentraler Bestandteil der meisten interkulturellen Trainings und kommunikativer Soft Skill-Workshops.

In den letzten Jahren hat sich der Hauptdiskurs im Bereich der interkulturellen Trainingsformen und der Weiterbildung mehrheitlich zu Themen wie Diversity, Diversity Management oder DEI-Tools (Diversity, Equity and Inclusion) hin entwickelt. Demzufolge scheinen die eher linguistisch basierten Ansätze wie das LAC etwas aus dem Augenmerk von interkultureller Forschung und Trainingspraxis zu verschwinden. Allerdings gilt dies nicht für die Vermittlung von Wissen um interkulturelle Interaktionsprozesse, die im Rahmen der Fremd- und Zweitsprachendidaktik erfolgt (siehe z. B. Camerer 2007). Dies entspricht der Annahme Müller-Jacquiers,

„[...] dass das Trainingsmodul Defizite der Fremdsprachen-Lernerfahrung der Teilnehmer aufgreift und sie systematisch in Richtung derjenigen Fragestellungen öffnet, die in heutigen Trainingsverfahren, insbesondere den interaktionistisch orientierten, eine zentrale Rolle spielen. Daher eignet sich das LAC-Training auch für Veranstaltungen, die für die Teilnehmenden erste Erfahrungen mit interkulturellen Trainings darstellen. Viele trainees – so die bisherigen Erfahrungen – fühlen sich dort abgeholt, wo sie in Ausbildung, Weiterbildung oder in der betrieblichen Fortbildung an interaktionsbezogenem Reflexionsstand angelangt waren.“ (45)

Aus wissenschaftlicher Perspektive greift beispielsweise Hans-Jürgen Heringer (2004) ebenfalls auf diese praxisorientierte Verknüpfung von Sprach- und Kulturwissenschaften zurück, um sein Konzept der kultur- und kontextsensitiven *Hotwords* und *Hotspots* zu entwickeln und insbesondere im Rahmen der

Fremdsprachendidaktik zu verankern. Der hauptsächlich sprach- und kommunikationsorientierte Ansatz des LAC zur interkulturellen Interaktionsanalyse spricht somit heute in erster Linie eine bestimmte Zielgruppe an. Lernenden aus nicht explizit kulturwissenschaftlich, organisationssoziologisch oder management-orientierten Feldern erleichtert er den Zugang zur interkulturellen Kommunikation, da der Einblick in sprachliches Alltagshandeln für sie praxisorientierter sein kann als die klassischen Modelle der Kulturdimensionen, die (wichtigen!) Diskurse um Grenzen und Gültigkeiten verschiedener Kulturmodelle oder Ansätze zur Förderung synergieorientierter Aushandlungsprozesse aus dem Teambuilding. So finden sich in Seminarplänen von Kolleg:innen aus der DaF/DaZ-Didaktik auch 2023 durchaus noch Einheiten zum und mit dem LAC, sobald es um die Kulturgebundenheit sprachlicher Konventionen geht. Und auch Studierende der Sozialen Arbeit sowie der Ingenieurwissenschaften empfanden, im Rahmen eines kleinen Feldversuchs in Vorbereitung dieser Rezension, die Kriterien des LAC bei der Bearbeitung videogestützter Fallbeispiele als inhaltlich gut zugänglich und konnten sie mit Beispielen aus ihrem praktischen Erfahrungsschatz veranschaulichen. Einsatzmöglichkeiten und Validität des Modells für den Trainings- und Weiterbildungsbereich sind daher, natürlich kontextabhängig, weiterhin unstrittig.

Während das LAC somit auch heute noch eine relevante Grundlage für interkulturelle Trainingsmodule bieten kann, wäre eine Erweiterung im Hinblick auf digitale Kommunikation sicher erforderlich. In digitalen Umgebungen fehlen häufig Elemente der face-to-face Kommunikation oder sie sind durch Bildausschnitte, Positionen und die Wahl von Hard- und Software mitunter so reduziert, dass sie kaum mehr zur Entschlüsselung kommunikativer Bedeutungsebenen herangezogen werden können. Dies kann zu neuen Formen von Missverständnissen führen,

die mit den Kriterien des LAC noch nicht umfassend erfasst werden können. Glücklicherweise gibt es zu interkultureller Kommunikation im digitalen Raum bereits laufende Forschungsprojekte (z. B. den seit 2020 bestehenden internationalen Forschungsverbund „ReDiCo“ – Researching Digital Interculturality Co-operatively, 2020–2024), die dieses Desiderat aufgreifen. Sobald es jedoch um „klassische“ face-to-face Interaktionen geht, sollte das LAC aber wahrlich noch nicht ins Archiv verschoben werden.

Literatur

Camerer, R. (2007): Sprache – Quelle aller Missverständnisse. Zum Verhältnis von Interkultureller Kompetenz und Sprachkompetenz. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 12:3, 15 S., URL: <https://zif.tu-journals.ulb.tu-darmstadt.de/article/id/2611/> [Zugriff am 14.03.2023].

Heringer, H.-J. (2017): *Interkulturelle Kommunikation*. Tübingen: Narr/utb.

Müller-Jacquier, B. (2000): Linguistic Awareness of Cultures. Grundlagen eines Trainingsmoduls. In: Bolten, J. (Hrsg.): *Studien zur internationalen Unternehmenskommunikation*. Leipzig: Popp, S. 20–51.



**Klaus Peter
Hansen (2000):**

*Kultur und Kulturwissen-
schaft*. Tübingen: UTB,
A. Francke Verlag.

Hansen, K. P. (2009):
Kultur, Kollektiv, Nation.
Passau: Karl Stutz Verlag.

**Klaus Peter Hansen
(2022):** *Das Paradigma
Kollektiv. Neue Einsichten
in Vergesellschaftung und
das Wesen des Sozialen*.
Bielefeld: Transcript.

Jan-Christoph Marschelke

„Interkulturalität ist das populärste und umstrittenste aller Themen, die mit Kultur zu tun haben“ (Hansen 2003:318) heißt es in der im Jahr 2000 erschienenen zweiten¹ Auflage des Einführungswerks *Kultur und Kulturwissenschaft* aus der Feder des Amerikanisten, Literatur-, Kultur- und Kollektivwissenschaftlers Klaus P. Hansen. Der Grund für die Umstrittenheit ist bekannt: „Wieder einmal spukt der traditionelle Kulturbegriff und seine Homogenitätsvorstellung in den Köpfen“ (336). Die Hauptschuld an dieser Vorstellung weist Hansen den Altvorderen der kulturvergleichenden Psychologie zu. Zu Geert Hofstede's weltweit erfolgreichem Werk *Culture's Consequences* schreibt er resümierend:

„Alles in allem ist das Buch für die moderne Kulturwissenschaft eine Katastrophe. Es versündigt sich an allen Fortschritten, die seit den sechziger Jahren [auf dem Gebiet der Kulturtheorie, JCM] erzielt wurden [...]“. (286)

Und dem hierzulande viel rezipierten Psychologen Alexander Thomas attestiert Hansen Naivität. Er ignoriere in geradezu unwissenschaftlicher Manier die soziokulturelle Komplexität, damit die

von der Praxis nachgefragten interkulturellen Trainings handhabbar blieben (258). Solche Kritiken an der Interkulturellen Kommunikation sind mittlerweile Legion. Und so konstatierte Hansen einige Jahre später, der Höhepunkt des Interkulturelle-Kommunikations-Booms sei überschritten: „Obwohl man das Tagesgeschäft tapfer weiter betreibt, ist die von außen stets geäußerte Kritik bei den Beteiligten angekommen, die Selbstzweifel und Ratlosigkeit auslöste.“ (Hansen 2009:188f.) Was also tun? Eine mögliche Antwort zeichne ich anhand von vier Büchern nach, die Hansen während der letzten 25 Jahre verfasst hat, und die im deutschsprachigen interkulturellen Diskurs auf einige Resonanz gestoßen sind. Den zeitlichen Rahmen bildet zum einen die oben zitierte zweite Auflage von *Kultur und Kulturwissenschaft* aus dem Jahr 2000, zum anderen Hansens jüngste Monographie *Das Paradigma Kollektiv. Neue Einsichten in Vergesellschaftung und das Wesen des Sozialen* (2022). Schon an den Titeln kann man die intellektuelle Entwicklung erahnen, die sich ereignet hat: von der Kultur- zur Kollektivwissenschaft. Die entscheidende Weichenstellung erfolgte in der Monographie *Kultur, Kollektiv, Nation* (2009, drittes Buch) in Folge derer Hansen auch sein Einführungswerk für die vierte Auflage (2011, viertes Buch) zu zwei Dritteln neukonzipierte.

Warum stelle ich diese Bücher vor? Im Jahr 2008 hatte ich damit begonnen, Einführungsseminare zum Thema „Interkulturelle Kommunikation“ zu geben. Der Kulturbegriff wurde auch für mich bald zum Problem: Mich irritierte bei der Lektüre von Einführungsbüchern das, was ich später als „Schizophrenie der Interkulturellen Kommunikation“ (Marschelke 2020) bezeichnet habe: Im theoretisch-konzeptionellen Teil werden traditionelle (National-)Kulturbegriffe abgelehnt, aber sobald es um konkrete Beispiele für die Herausforderungen interkultureller Kommunikation geht, wird auf Pauschalurteile über die Angehörigen von Nationen zurückgegriffen. Deutsche denken A, Engländer*innen tun B, und

daraus resultieren Missverständnisse und Konflikte. Genau diese letztlich stereotypen Vorstellungen sah ich zu meiner Entgeisterung bei den Studierenden hängen bleiben. Bei der Suche nach Literatur, die mir bei der Bewältigung des Problems helfen würde, stieß ich auf Hansens Bücher, die für mich zwei wichtige Vorteile boten: Erstens beschränkt sich Hansen, anders als seine scharfen Formulierungen vielleicht vermuten lassen, nicht auf die bloße Dekonstruktion des Kultur-, des Nationenbegriffs und der interkulturellen Kommunikation. Und zweitens schrieb er für mein Empfinden elegant, witzig, unter Zuhilfenahme eingängiger Beispiele und mit dem Anspruch auf ein Mindestmaß an begrifflicher Präzision und Originalität.

Wer also *Kultur und Kulturwissenschaft* und *Kultur, Kollektiv, Nation* zur Hand nimmt, trifft dort auf einen ebenso kritischen wie konstruktiven Umgang mit der Thematik „Nation und Kultur“. In kritischer Absicht schickt Hansen den naiv homogenisierenden kulturvergleichenden Psychologen post-koloniale Ikonen wie Edward Said, Homi Bhabha und Gayatri Chakravorty Spivak auf den Hals oder auch den Transkulturalitätsansatz des Philosophen Wolfgang Ivers. In konstruktiver Absicht rezipiert er, was den Kulturbegriff angeht, die Entwicklungen der *Cultural Studies*, analysiert die Beiträge von Ethnolog*innen wie Soziolog*innen. In Bezug auf die Nation widmet er sich – im Unterschied zu vielen anderen Beiträgen aus dem interkulturellen Diskurs – den legendären Werken der Nationalismusforschung – etwa Benedict Anderson und Eric Hobsbawm, aber auch Anthony D. Smith. Sie dekonstruieren die Nation nicht nur, sondern stellen die Frage, wie der Nationalismus so erfolgreich werden konnte. Und wie er auch gewisse Homogenisierungen durchsetzte – allzu oft gewaltsam.

Zu welchem Ergebnis führt Hansens Vorgehensweise in Bezug auf den Kultur-, den Nationenbegriff und auf Interkulturalität? *Kultur* besteht für

Hansen aus *Standardisierungen* (des Denkens, Fühlens, Kommunizierens, Handelns) – also Gewohnheiten, die erlernt und weitgehend unreflektiert praktiziert werden. Diese Standardisierungen gelten in Kollektiven, wo sie sich qua Kommunikation (im weiten Sinne) verbreiten und durchsetzen. Soweit klingt das nicht nur konventionell, sondern geradezu traditionell. Die beiden entscheidenden Modifikationen sind die Folgenden: Zum einen meint Hansen mit Kollektiven gerade nicht die abstrakten Gebilde namens „Nationen“ oder „Ethnien“ (2011:286). Kulturträger sind vielmehr soziale Kollektive, die unzähligen Kleingruppen, Szenen, Milieus und Organisationen, deren vielfältiges, häufig konfligierendes Wirrwarr, das nationale Grenzen regelmäßig durchschreitet, er mit dem Begriff der *Polykollektivität* auf den Punkt bringt. Zum anderen betont Hansen wieder und wieder die *Multikollektivität* der Individuen. Sie sind mehrfachzugehörige Wesen, und das führt einerseits dazu, dass sie an vielen Kollektivkulturen teilhaben und entsprechend immer vielfältige personale Identitäten ausbilden. Andererseits bedeutet Multikollektivität, dass Kollektive und ihre Kulturen immer schon mit anderen Kollektiven und ihren Kulturen verbunden sind und sich fortwähren vermischen. Kurz: Wer Kultur verstehen will, muss die Vielfalt der verflochtenen kollektiven Kulturträger unter die Lupe nehmen.

Auf diese „schiefer endlose Heterogenität“ muss Hansen nun seine *Nationenkonzeption* beziehen. Dazu entwickelt er den Begriff des *Dachkollektivs*. Das Dachkollektiv ist kein soziales Kollektiv, das eine eigene Kultur ausprägt. Vielmehr ist es als (löchriger) Rahmen für eine historische jeweils einzigartige Konstellation soziokultureller Vielfalt zu denken. Nationen sind *Unikatkonglomerate*. Diesen Rahmen produziert letztlich die staatliche Verwaltung, die – mit historisch wechselndem Erfolg – sich bemüht, dem „heterogenen Gebrodel“ ein wenig Ordnung abzurufen – mit Hilfe von Gesetzen, die Verhalten, Mitgliedschafts-

bedingungen (Staatsbürgerschaft) und Güterverteilung zu regeln versuchen. Die Nation ist ein bisschen staatlich erzwungene Homogenität in einem Ozean transnationaler, kultureller Heterogenität. Wenn am Nationalen etwas normal und vertraut ist, wie es in der interkulturellen Kommunikation häufig betont wird, dann sind es weniger gewachsene, homogene Sitten und Gebräuche als spezifische Vielfalts- und Konfliktformationen (z. B. der Streit um das dreigliedrige Schulsystem in Deutschland).

Was bedeutet das für die *Interkulturalität*? Schon im ersten der hier ‚besprochenen‘ Bücher stellt Hansen der Interkulturalität die *Interkollektivität* gegenüber (2003:336). Daraus folgt dreierlei: Erstens, dass sich kulturelle Differenzen diesseits aller Ethnonationalität manifestieren können, zwischen den Angehörigen unterschiedlicher Berufsgruppen oder Schichten, Vertreter*innen universitärer Disziplinen, Anhänger*innen unterschiedlicher politischer Ideologien, wie Hansen u. a. anhand der seinen Leser*innen vertrauten Tennisclub-Beispiele illustriert (z. B. 2011:139ff.) Kollektivität sorgt, zweitens, für viele Gemeinsamkeiten über nationale Grenzen hinweg, und so mag z. B. eine deutsche Managerin ihrem französischen Managerkollegen kulturell stärker ‚ähneln‘ als dem ebenfalls deutschen Hausmeister, der sich um das Bürogebäude am Sitz ihrer Firma kümmert (vgl. 2009:193ff.). Drittens schließlich, soviel konzidiert Hansen, lässt sich das Unikatskonglomerat – also die Vielfaltskonstellation – als nationalspezifisch verstehen, und die Vertrautheit mit ihr ist ein Grund, warum sich viele Menschen in anderem nationalen Kontext tatsächlich weniger orientiert fühlen mögen als ‚daheim‘.

Um zusammenzufassen: Hansens Beitrag zum interkulturellen Diskurs ist die eindrückliche Mahnung, der Behauptung ethnonationaler Differenzen mit Skepsis zu begegnen und sich auf die Alltäglichkeit kollektivkultureller Vielfalt einzulassen. Zugleich gibt es angesichts der Multikollektivität der Menschen immer

Gemeinsamkeiten, die als Brücken („Homogenitätsstege“, 2022:154) taugen, um miteinander umgehen zu können. Braucht man dann noch Interkulturelle Kommunikation als eigene Disziplin? In Hansens jüngstem Werk *Das Paradigma Kollektiv*² kommt sie, anders als in den drei anderen Büchern, im Grunde nicht mehr vor. Indes fehlt auch etwas, was als genuine Expertise der Interkulturellen Kommunikation gelten kann, nämlich die akteurszentrierte Betrachtung von kommunikativer Fremdheitskonstruktion und von Fremdheitserleben. Letztere sind aber natürlich in vielfältige kollektivkulturelle Verflechtungen eingebettet und werden sowohl durch staatliches Agieren als auch durch die leider nicht schwinden wollenden Nationalismen beeinflusst. Insofern werden sich die Erkenntnisse von Interkultureller Kommunikation und Kollektivwissenschaft auch weiterhin fruchtbar aufeinander beziehen lassen.

Literatur

Hansen, K. P. (³2003): *Kultur und Kulturwissenschaft*. Tübingen: UTB, A. Francke Verlag.

Hansen, K. P. (⁴2011): *Kultur und Kulturwissenschaft*. Tübingen: UTB, A. Francke Verlag.

Marschelke, J.-C. (2020): Wider die Schizophrenie. Neue Perspektiven auf das >alte< Problem des Nationalen in der Interkulturellen Kommunikation. In: Moosmüller, A. (Hrsg.): *Interkulturelle Kompetenz: kritische Perspektiven*. Waxmann, S. 203–227.

Marschelke, J.-C. (Hrsg.) (2022): *Die Anatomie des Kollektivs. Zu Klaus P. Hansens Kollektivtheorie*. Bielefeld: Transcript.

Endnoten

1. Ich zitiere im Folgenden die fast deckungsgleiche dritte, „durchgesehene“ Auflage von 2003.

2. Es wird ausführlich kommentiert in Marschelke 2022.



Georg Auernheimer (Hrsg.)

(2002): *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität*. Opladen: Leske und Budrich.

Kirsten Nazarkiewicz

Die wissenschaftliche Debatte im interdisziplinären Fachgebiet Interkulturelle Kommunikation hat sich in den letzten Jahrzehnten in Bezug auf Inhalte und Begriffe derart reflexiv entwickelt, dass am gedanklichen Stand und den sprachlichen Formulierungen das Alter eines Textes oft erkennbar ist. Klassische Publikationen heben sich davon u. a. deshalb wohltuend ab, weil ihnen in der Regel Multiperspektivität sowie Reflexivität inhärent ist. Behandelte Inhalte, die Fachbegriffe sind ebenso theoretisch fundiert wie noch aktuell, Thesen und Argumente behalten ihre zeitliche und inhaltliche Relevanz, und die praktische Anwendbarkeit der Ableitungen ist geblieben. Zu diesen nachhaltigen Büchern zähle ich das von dem emeritierten Erziehungswissenschaftler für Allgemeine und Interkulturelle Pädagogik an der Universität zu Köln Georg Auernheimer herausgegeben Buch *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität*, das inzwischen in vier Auflagen erschienen ist (die Ersterscheinung erfolgte 2002 bei Leske + Budrich und als 1. Auflage 2003 im VS Verlag, in dem auch 2008 und 2010 eine aktualisierte und erweiterte Auflage erschien, 2013 schließlich wurde die 4. durchgesehene Auflage im Springer Verlag publiziert). Der Band mit seinen Beiträgen ist in drei Abschnitte gegliedert: (1) die grundsätzliche Problematisierung der interkulturellen Kompetenz als kontroverses Thema, (2) der Bezug zum pädagogischen Praxis-

feld Sozialarbeit und Schule und (3) die Konsequenzen für Konzeptentwicklung und Ausbildung.

Paul Mecheril begründet in seinem Aufsatz seine Wortschöpfung „Kompetenzlosigkeitskompetenz“ als bewusste Paradoxie. Der Begriff steht dafür, dass Akteure machtvolle Differenzen konstruieren, die dann mit technologischer (interkultureller) Kompetenz diszipliniert werden sollen. Kompetenzlosigkeitskompetenz ist demgegenüber ein Begriff, der hinsichtlich der Begrenzung des eigenen professionellen Handelns ein grundlegendes selbstkritisches Verhältnis bewusst einfordert und (in der daraus erfolgenden Desorientierung) darin eine notwendige und dauerhafte Reflexionsaufgabe sieht. Auch María do Mar Castro Varela (nur in der Erstauflage) belehrt eine Irritation, hier die Verunsicherung, als Ressource. Für sie ist der Diskurs um interkulturelle Kompetenz in der Krise, da institutionelle Diskriminierungen und gewaltvolle Ausgrenzungen darin überwiegend ausgeklammert sind. Auswege sieht sie in der radikalen (Re-)Politisierung von Pädagogik, aufdeckendem Sprechen und dem „Verlernen“ (Spivak) machtstabilisierender eigener Privilegien. Es sei ein utopischer guter Ort zu denken, ein unmöglicher Raum, in dem produktives Unwissen geschaffen wird. Doron Kiesel und Fritz Rüdiger Volz argumentieren, dass Professionelle sich in einem Dilemma befinden, weil sie sich zugleich an ethischen Gleichheitserwartungen (Menschenrechte) und an moralischen Differenzaspekten (kontextspezifische Subjektivität) orientieren müssen. Für die Autoren bedeutet interkulturelle Kompetenz „Lebensführungshermeneutik“. Es bedarf also der Fähigkeiten, sich dem Verständnis von gelingendem Leben aus der Perspektive der jeweiligen Person, mit der gearbeitet wird, anzunähern. Annelie Knapps sprach- und kommunikationswissenschaftliche Perspektive auf interkulturelle Kompetenz rundet den ersten Teil ab. Er zielt auf Verständigung, insbesondere auf die Fähigkeit, Missverständnisse zu erkennen und zu reparieren. Dazu trägt

sie Komponenten und Spezifikationen einer (interkulturellen) Kommunikationsfähigkeit zusammen (wie interkulturelle Kommunikationsbewusstheit und -fähigkeit), die dazu verhelfen könnten, neue Kommunikationsgemeinschaften zu entwickeln.

Wolf Rainer Leenen, Andreas Groß und Harald Grosch eröffnen den zweiten Teil des Bandes. In ihrem Beitrag kontextualisieren sie interkulturelle Kompetenz in der Sozialen Arbeit, die nach den Autoren einer horizontalen (verständigungsorientierten) und vertikalen (verteilungsorientierten) Perspektive bedarf. Persönliche Fähigkeiten von interkultureller Kompetenz werden in vier Bereiche eingeteilt und bilden die notwendige Basis persönlicher Qualitäten. Zusätzlich nehmen die Autoren die organisationale Lernkultur und damit die interkulturelle Kompetenz einer Organisation in den Fokus. Edwin Hoffman verfolgt mit der TOPOI-Heuristik zur Analyse von Gesprächssituationen einen inklusiven Ansatz von interkultureller Kommunikation, bei dem Gleichheit (in Form von Gemeinsamkeiten in den Kategorien, bspw. „Jugendliche“) und Diversität gleichermaßen anerkannt werden. Die Aspekte der vorgeschlagenen Heuristik, *Taal* (Sprache), *Odening* (Sichtweise), *Personen*, *Organisatie* und *Inzet* (Einsatz), dienen gleichermaßen als Analysekatoren, Kompetenzdimensionen und Performanzanleitungen eines Handlungsrahmens des sich Einlassens aufeinander. Thomas Zitzmann (nur in der Erstauf-lage) beschäftigt sich empirisch mit der Bedeutung von Alltagstheorien im beruflichen Handeln und deren Beziehung zur organisatorischen Entwicklung von Institutionen, kurz mit der sog. interkulturellen Öffnung. Sie ist seinen Ergebnissen nach stark personenabhängig. Umso wichtiger sind ihm die alltagsnahe Störung der Routinen, methodische Reflexion und mehr Partizipation. Stefan Gaitanides (ab 2008) widmet seinen Beitrag den konflikthaften Interdependenzen in multikulturellen Teams, in denen seinen Analysen nach vier Problemdimensionen zu konstati-

ren sind: Macht, Sprache, Arbeitsteilung und Vorurteile. Eine der Arenen dafür ist die Ethnisierung des professionellen Umgangs mit Nähe und Distanz zu den Menschen, mit denen das Team arbeitet. Hier gilt es, in den zirkulären Systemcharakter der Bestätigung zu intervenieren und stattdessen Widersprüche fruchtbar zu machen. Bernd Fechler (ab 2008) beschäftigt sich mit den Umrissen einer interkulturellen Mediationskompetenz und hier insbesondere mit der Konflikteskalation aufgrund von Anerkennungsverlusten. Die Thematisierung von Kulturdifferenzen und Selbst- sowie Fremd-Ethnisierungen erfolgen in Bezug auf einen gegebenen Hoch- oder Tiefstatus. Annäherungen oder Verhandlungen können gelingen, wenn Differenz-, Dominanz- und Kontextsensibilität hinsichtlich der Beteiligten und Kontexte praktiziert wird. Dorothea Bender-Szymanski widmet sich auf der Basis der empirischen Bildungsforschung und einer Längsschnittuntersuchung der interkulturellen Kompetenz von Lehrer:innen. Die Ausrichtung am nicht eingewanderten einsprachigen Kind und den monolingualen Grundüberzeugungen verändert sich bei Referendar:innen nur langsam. Sie stellt eine Liste von Performanzkompetenzen für interkulturell kompetente Lehrende zusammen, damit das notwendige Thematisieren kultureller Differenzen fruchtbar gemacht werden kann.

Im dritten Teil differenziert Georg Auernheimer vier Dimensionen der interkulturellen Kommunikation aus, um interkulturelle Kompetenz zu bestimmen. Vorrangig Machtasymmetrien, Kollektiverfahrungen und Fremdbilder stören die Beziehungsebene einer Begegnung und sind zu berücksichtigen, bevor differente Kulturmuster als viertes in Betracht gezogen werden können. Der Beitrag des Herausgebers wird in den Folgeauflagen stark ausgebaut sowie in den ersten Teil verschoben und kann als inspirierender Überblicksartikel gelesen werden, der sich auf viele andere Beiträge des Buches bezieht. Andrea Lanfranchi denkt über Qualifikationen für ein mul-

tikulturelles Schulumfeld nach und zieht Schlussfolgerungen für die Lehrerausbildung. Wie diese „Fachleute für die Begegnung und Beziehungen“ (2002:206) werden können, beschreibt der Autor in einem Standard-Curriculum für interkulturelle Kompetenzen in pädagogischen Praxisfeldern für die Schweiz. Grundlage ist eine Mehrperspektivität sowie die Ausrichtung auf Heterogenität und gegenseitige Anerkennung in dieser Vielfalt als neue Normalität einer pluralen Gesellschaft.

Warum ich das Buch bzw. Artikel daraus heute, 20 Jahre nach der Ersterscheinung noch empfehle, liegt an folgenden kohärenzbildenden Qualitäten:

- Die Beiträge sind allesamt kommunikationsorientiert und legen einen dynamischen Kulturbegriff zugrunde. Sie behandeln Fremdheit als Relations- und Zuschreibungsphänomen und sehen die (kompetente) Veränderung u. a. im Interaktionsverlauf. Im Fokus steht die Notwendigkeit einer kulturreflexiv orientierten Dialog- und Konfliktkultur.
- Die Autor:innen gehen von einer Gesellschaft und organisationalen Konstellationen aus, die sich durch Pluralität und Heterogenität auszeichnen und durch strukturelle Zugehörigkeitsordnungen dominiert werden. Damit argumentieren sie machtbewusst und -kritisch mit Fokus auf Ausgrenzung oder Benachteiligung bzw. Inklusion, Anerkennung, Kooperation sowie Teilhabe.
- Die Artikel erkennen Kulturwissen einerseits an, relativieren jedoch dessen Stellenwert und beugen Kulturalisierungen vor, indem sie Kompetenzen wie Dekonstruktion, Machtsensibilität, Verunsicherung, und Nicht-Wissen als zusätzliche Ressourcen erschließen.
- Hervorhebenswert ist auch die konsequente Berücksichtigung von Kontexten, nicht nur der Profes-

sion Pädagogik, sondern generell hinsichtlich der Komplexität einer Situation sowie der Orientierung am Rahmen des Kommunikationsereignisses, den alle Beteiligte (re-) produzieren und damit verändern (können).

- Zugleich ist der Band trotz dieser Konvergenzen nicht redundant, weil die methodologischen Ausgangspunkte, Gegenstände und Transferkontexte sowie die empirischen Vorgehensweisen der Beitragenden vielfältig sind.

Von der Lektüre profitieren Studierende ebenso wie Lehrende und Personen in der Praxis, weil drei zentrale kulturreflexive Zugänge zu Interkulturalität und entsprechende Kompetenzen abgedeckt werden: der deutungs- und verständigungsorientierte Zugang, der machtreflexive und postkoloniale sowie der systemtheoretisch-konstruktivistische, bei dem die vermittelte Verunsicherung gewonnene Offenheit des Nichtwissens als Heuristik für eine kooperative Suche nach Gemeinsamkeiten und Verbindendem dient. Zwar sind Beiträge rund um den Gegenstand interkulturelle Kompetenz inzwischen ebenso inflationär angewachsen wie unübersichtlich (Rathje 2006) geworden, die Definitionsversuche dieser Kompetenzen sind dabei so mühsam geblieben wie die Bestimmung des Kulturbegriffs. Wie Kultur ist interkulturelle Kompetenz in sich „fuzzy“ (Bolten 2011), beides sind selbst diskursive Gegenstände (Busch 2007) und immer wieder neu zu denken (Bolten 2016). Doch als solche bleiben sie theoretischen, (sprach-)didaktischen und praxisorientierten (selbst-)kritischen Fachdebatten in dem Maße erhalten wie die Herausforderungen und Missstände, auf die sie sich beziehen (vgl. z. B. Berninghausen / Hartwig / Hecht-El Mishawi 2007, Helmolt / Berkenbusch / Jia 2013, Vatter / Montiel / Zapf 2014, Weidemann / Straub / Nothnagel 2010, Busch 2018, Moosmüller 2020). Die Notwendigkeit der Beschäftigung mit interkultureller Kompetenz bleibt aktuell

und das Buch enthält hierfür auch heute noch einen Fundus an Impulsen.

Literatur

Auernheimer, G. (Hrsg.) (2002): *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität*. (Interkulturelle Studien, Band 13). 1. Auflage, Opladen: Leske + Budrich.

Auernheimer, G. (Hrsg.) (2003): *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität*. (Interkulturelle Studien, Band 13). 1. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer.

Auernheimer, G. (Hrsg.) (2008): *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität* (Interkulturelle Studien, Band 13). 2. aktualisierte und erweiterte Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer.

Auernheimer, G. (Hrsg.) (2010): *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität* (Interkulturelle Studien, Band 13). 3. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer.

Auernheimer, G. (Hrsg.) (2013): *Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität* (Interkulturelle Studien, Band 13). 4., durchgesehene Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

Berninghausen, J. / Hartwig, S. / Hecht-El Mishawi, B. (2007): *Diversity-Kompetenz durch Auditierung: Kultur-Struktur-Strategie* (Band 3). Frankfurt am Main: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.

Bolten, J. (2011): Unschärfe und Mehrwertigkeit: „Interkulturelle Kompetenz“ vor dem Hintergrund eines offenen Kulturbegriffs. In: Hößler, U. / Dreyer, W. (Hrsg.): *Perspektiven interkultureller Kompetenz*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 55–70.

Bolten, J. (2016): Interkulturelle Kompetenz – eine ganzheitliche Perspektive. *Polylog, Sonderheft „Interkulturelle Kompetenz in der Kritik*. Wien, S. 23–38.

Busch, D. (Hrsg.) (2007): Welche interkulturelle Kompetenz macht beschäftigungsfähig? *Interculture Journal* 6 (3), S. 3–32.

Busch, D. (2018): Die Renaissance der interkulturellen Kompetenz: Der Moral Turn in den Interkulturalitätsdiskursen. *Glottodidactica* 45 (2), S. 89–104.

Helmolt, K. von / Berkenbusch, G. / Jia, W. (Hrsg.) (2013): *Interkulturelle Lernsettings. Konzepte – Formate – Verfahren*. Stuttgart: ibidem.

Moosmüller, Alois (Hrsg.) (2020): *Interkulturelle Kompetenz. Kritische Perspektiven*. Münster/New York: Waxmann.

Rathje, S. (2006): Interkulturelle Kompetenz – Zustand und Zukunft eines umstrittenen Konzepts. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 11(3). URL: <https://zif.tu-journals.ulb.tu-darmstadt.de/article/2663/gallery/2594/download/> [Zugriff am 13.3.2023].

Vatter, C. / Montiel Alafont, F. J. / Zapf, E. C. (2014): *Interkulturelle Kompetenz Spanisch. Erkennen – verstehen – handeln. Unterrichtsvorschläge mit Multimedia-CD*. Stuttgart/Leipzig: Klett.

Weidemann, A. / Straub, J. / Nothnagel S. (Hrsg.) (2010): *Wie lehrt man interkulturelle Kompetenz? Theorien, Methoden und Praxis in der Hochschul-ausbildung. Ein Handbuch*. Bielefeld: transcript Verlag.



Hans Jürgen
Heringer

(¹2004, ⁴2014, ⁵2017):

Interkulturelle Kommunikation. Tübingen: A. Francke (utb 2550).

Doris Fetscher

Die *Interkulturelle Kommunikation* von Hans Jürgen Heringer zeichnet sich bis heute durch die komplexe Einführung in die sprachphilosophischen und sprachpragmatischen Grundlagen interkultureller Kommunikation aus, ein Thema, das von anderen Disziplinen, wie der Psychologie oder den Wirtschaftswissenschaften, deutlich vernachlässigt wird. 2004 ist die *Interkulturelle Kommunikation* erstmals als UTB Band im A. Francke Verlag erschienen. Inzwischen liegt sie in einer vierten erweiterten Auflage von 2014 und einer fünften durchgesehenen Auflage (2017) vor. Neben *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer* von Hans-Jürgen Lüsebrink (erste Auflage 2005) und der *Einführung in die Interkulturelle Wirtschaftskommunikation* von Jürgen Bolten (erste Auflage 2007) zählt das Werk von Hans Jürgen Heringer inzwischen sicherlich zu den interkulturellen Klassikern im deutschsprachigen Raum.

Dem Vorwort aller Auflagen seiner Einführung hat Heringer folgendes Zitat von Georg Christoph Lichtenberg vorangestellt:

„Ich übergebe euch dieses Büchlein als einen Spiegel um hinein nach euch und nicht als eine Lorgnette um dadurch und nach Andern zu sehen.“ (⁵2017:7)

Mit diesem Verweis auf die Spiegelmetaphorik verortet Heringer interkulturelle Kommunikation als einen Prozess der Selbsterfahrung oder Selbsterkenntnis der eigenen „secunda natura“. Dabei

schlägt er folgende Definition von Kultur vor:

„Eine Kultur ist eine Lebensform. Kultur ist ein Objekt der besonderen Art. Wie Sprache ist sie eine menschliche Institution, die auf gemeinsamem Wissen basiert. Kultur ist entstanden, sie ist geworden in gemeinsamem menschlichen Handeln. Nicht, dass sie gewollt wurde. Sie ist vielmehr ein Produkt der Unsichtbaren Hand. Sie ist ein Potenzial für gemeinsames sinnträchtiges Handeln. Aber das Potenzial zeigt sich nur in der Performanz, im Vollzug. Und es ist entstanden über Performanz.“ (Heringer ⁵2017:110)

Die Annäherung Heringers an das Phänomen Kultur ist in erster Linie eine sprachwissenschaftliche und sprachphilosophische und seine Definition von Kultur ist eng angelegt an die Gebrauchstheorie Ludwig Wittgensteins. Weil das Phänomen Kultur nicht getrennt von Sprache betrachtet werden kann, beschäftigen sich die ersten Kapitel des Buches mit den grundlegenden Eigenschaften von Kommunikation, Sprechen und Verstehen sowie Konversation, durchsetzt mit kleinen Exkursen zu „Kultur“ und Fragen der interkulturellen Kommunikation. Erst die Kapitel fünf bis sieben „Sprache und Kultur“, „Kultur erfassen“ und „Kultur in Sprache“ setzen sich dann explizit mit „Kultur“ auseinander. Der Begriff „interkulturell“ findet sich im Inhaltsverzeichnis der ersten Auflage nur im Unterpunkt 9.2 „Die Interkulturelle Trainingspraxis“ und ab der vierten Auflage zusätzlich im neuen Punkt 6.3 „Interkulturell im Inland“.

Vielleicht kann ein weiteres Zitat von Scollon / Scollon, das Heringer dem sechsten Kapitel „Kultur erfassen“ voranstellt, Aufschluss darüber geben, weshalb das so ist: „All communication is interpersonal communication and can never be intercultural communication.“ (Scollon / Scollon 1995, zit. nach Heringer ⁵2017:129) Kulturen können nun einmal nicht miteinander kommunizieren, sondern nur Menschen. Der Frage, wie interkulturelle Kommunikation dann

auf der Basis eines interaktionistischen Verständnisses von Kultur zu definieren sei, geht Heringer zunächst nicht explizit nach, verhandelt sie aber im Vorwort zur überarbeiteten vierten Auflage humorvoll und selbstkritisch:

„Was die Interkulturelle Kommunikation betrifft, fiel mir wieder auf, dass sie ein bisschen so ist, wie Karl Valentin es vom Starnberger See sagte: Lang und kurz, breit und schmal, seicht und tief. So habe ich mich auch darin wiedererkannt, dass ich einmal Vieles darstelle, dann auch kritisch befrage, und vor allem, dass der Fokus immer wieder gesetzt wird auf den praktischen Nutzen, darauf, wie ein Leser die Erkenntnisse für seine eigene Kommunikation nutzen könnte.“ (⁴2014:7)

Heringer positioniert sich, wie schon im ersten sprachwissenschaftlich orientierten Teil des Buches, vor allem im Rahmen der linguistischen Pragmatik. Entsprechend werden zentrale Themen aus der Pragmatik wie „logic and conversation“, „das gemeinsame Wissen“, die Sprechakttheorie, aber auch „nonverbale Kommunikation“ ausführlich und wie schon oben erwähnt immer wieder im Zusammenhang mit Reflexionen über deren Bedeutung für interkulturelle Kommunikation diskutiert und meist anhand von Critical Incident Narrationen illustriert. Eine komplexe beispielhafte pragmatische Analyse interkultureller Interaktion findet sich in seinem Buch allerdings nicht. Und dies, obwohl sich Heringer im sechsten Kapitel „Kultur erfassen“, nach ausführlicher und ausdrücklicher Kritik der Versuche Halls und Hofsteds, Dimensionen zum Vergleich von Kulturen herauszuarbeiten, jetzt ganz explizit zu einem empirischen und interaktionistischen Ansatz bekennt:

„Eine echte Empirie müsste hingegen ausgehen von tatsächlichen interkulturellen Interaktionen, müsste sie dokumentieren, akribisch deuten und analysieren. Die einzelnen Akteure sind immer der methodische Ausgangspunkt. Von der Mi-

kroebene zur Makroebene geht der Weg.“ (⁵2017:156)

Das Alleinstellungsmerkmal des Buches, die komplexe Einführung in die sprachpragmatischen und sprachphilosophischen Grundlagen der interkulturellen Kommunikation, machen die Kapitel eins bis fünf für Studierende ohne sprachwissenschaftliche Vorkenntnisse eher schwer zugänglich, zumal Heringers kritisch reflektierender Stil viel Wissen voraussetzt. Die Kapitel sechs bis zehn können dagegen auch ohne das Vorwissen aus den anderen Kapiteln sehr gut mit Studierenden aller Fachrichtungen gelesen werden.

Dabei ist die didaktische Aufbereitung der Kapitel durch Untergliederungen, Zwischenüberschriften, Bildmaterial und andere Illustrationen auch nach fast 20 Jahren immer noch sehr ansprechend. Besonders auffallen wird hier vermutlich die als Fotostory aufbereitete Critical Incident Narration „Abend in Indonesien“ (⁵2017:219–223) im Kapitel 9 „Critical Incidents“, das in der vierten Auflage mit dem Unterkapitel „Narrativik oder Storytelling“ aktualisiert wurde.

Was das Buch darüber hinaus didaktisch auszeichnet, sind die Anregungen zur kritischen Reflexion, die oft in die Ausführungen gleich mitintegriert sind oder, separat in Kästchen gefasst, als solche ausgewiesen sind.

Um das Format des Buches ganz zu verstehen, muss man noch einmal zum Vorwort zur ersten Auflage zurückkommen und zum Kontext seiner Genese, der dort auch erwähnt wird. Der Band entstand aus Modulen, die zu Beginn der 2000er Jahre an Heringers Lehrstuhl für Deutsche Philologie¹ der Universität Augsburg im Rahmen eines Projekts für die virtuelle Hochschule Bayern entwickelt wurden.² Diese Projektphase war geprägt durch zahlreiche didaktische Experimente zum interkulturellen Lernen und den Möglichkeiten der multimedialen Aufbereitung solcher Lernszenarien. Die für ein virtuelles Lernszenario spezifische mediale Auf-

bereitung sowie der immer wieder zur Reflexion anregende Stil, ist also m. E. dem Umstand geschuldet, dass das Buch unmittelbar aus dem Kontext der damals noch sehr experimentellen virtuellen Lehre entstand. Dies spiegelt sich auch in einem unkonventionellen und häufig konzeptionell mündlichen Stil wie in der folgenden Kritik an Hofstede:

„Grobschlächtige Unterscheidungen wie die folgende in kollektivistisch vs. individualistisch sagen im Grunde wenig. Sie sollen gewonnen und differenziert werden in Empirie und gerinnen dann zu groben Etiketten, die unsere Erkenntnis und daraus resultierendes Handeln kaum leiten können. Denn wie sollte ich im konkreten Fall damit umgehen? In empirischen Einzeluntersuchungen zerbröseln die Catchwords auch regelmäßig wieder. Dann sind die untersuchten Kulturen im Endeffekt irgendwie alle ‚gemischt.‘“ (2017:147)

Nach zwanzig Jahren ist die Einführung in die Grundlagen des Zusammenhangs von Sprache, Sprechen und Kultur, die Kritik an essentialistischen Konzepten von Kultur keineswegs veraltet. Die kritisch reflektierende und dekonstruierende Haltung bewahrt vor theoretischen Fixierungen und Erstarrungen, die die Zeit vielleicht nicht überdauert hätten und in der „Karl Valentinschen Unbestimmtheit“, dem Zögerlichen in Bezug auf die interkulturelle Kommunikation selbst, stecken immer noch wichtige Fragen, die heute in den kritischen Diskursen um den Kulturbegriff wieder neu aufgeworfen werden.

Das ab der vierten Auflage neu hinzugefügte, sehr kurze Unterkapitel 6.3 „Interkulturell im Inland“ versucht ganz dezidiert an aktuelle Debatten anzuschließen, wäre aber m. E., wenn man der bisherigen Ausrichtung des Buches Rechnung trägt, gar nicht nötig gewesen.

Abschließend möchte ich noch einmal auf den Entstehungskontext und den besonderen Stil des Buches zurückkommen. Am Ende des Kapitels sieben „Kulturstandards und Stereotypen“ setzt sich Heringer mit der Universalismus-

debatte in Bezug auf die Menschenrechte auseinander und schreibt:

„Ich jedenfalls möchte meine ethischen Prinzipien nicht aufgeben. Oder Sie? Die einzige Lösung wäre eine persönliche: Toleranz, die eigene Überzeugung vorleben, hoffen, dass sie zum Vorbild wird.“ (2017:218)

Es sind genau solche Passagen, die wir vielleicht von sonst eher sachlich geschriebenen Lehrbüchern nicht gewohnt sind, die in dieser Einführung immer wieder eine große intellektuelle Nähe zum Verfasser herstellen, ganz so als säßen wir gerade in einer seiner Vorlesungen.

Literatur

Bolten, J. (2007): *Einführung in die Interkulturelle Wirtschaftskommunikation*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (utb 4371).

Lüsebrink H.-J. (2005): *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer*. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler.

Scollon, R. / Scollon, S. (1995): *Intercultural Communication. A Discourse Approach*. Oxford: Blackwell.

Endnoten

1. Vollständige Benennung: Lehrstuhl für Deutsche Philologie unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen als Zweit- und Fremdsprache und seiner Didaktik.

2. An dieser Stelle muss ich die Position der unbeteiligten Rezensentin verlassen und anmerken, dass ich als Studierende und später als Assistentin an der Erstellung dieser Module beteiligt war.



Für eine Multi-Paradigmen-Perspektive in der interkulturellen Managementforschung

Christoph Barmeyer und Sina Grosskopf

Paradigmen beschreiben, wie Menschen die Welt wahrnehmen, wie sie versuchen sie zu verstehen und zu erklären. Paradigmen beinhalten die von einer Gemeinschaft geteilten Denkweisen und Auffassungen, um wissenschaftliche Fragestellungen und entsprechende Lösungen zu gestalten (Kuhn 1978). Bekannt wurde der Begriff des Paradigmas durch den US-amerikanischen Philosophen Thomas Samuel Kuhn. In seinem 1962 erstmals erschienenen Werk *The Structure of Scientific Revolutions* analysiert er den Paradigmenwechsel der Newton'schen Gravitationstheorie hin zur Einstein'schen Relativitätstheorie. Heutzutage stoßen Paradigmen auch in der interkulturellen Forschung auf zunehmendes Interesse (Möller-Kiero / Busch 2018).

Die Organisationssoziologen Gibson Burrell und Gareth Morgan entwickeln in ihrem Werk *Sociological Paradigms and Organizational Analysis* (1979) vier soziologische Paradigmen, die die Organisations- und Managementforschung bis heute maßgeblich beeinflussen: das funktionalistische, interpretative, radikal humanistische und radikal strukturalistische Paradigma. Der Kommunikations- und Organisationswissenschaftler Stanley Deetz (1996) wiederum setzt sich mit diesen Paradigmen auseinander, kritisiert deren ontologische Subjektivität-Objektivitätsdimension („Kann die Realität unabhängig beobachtet werden?“) und führt stattdessen Apriori (bestehende Konzepte werden in der Analyse „angewandt“) und Emergenz (Konzepte werden im Forschungsprozess entwickelt) als epistemologische Dimen-

sion ein. Anknüpfend an diese Diskussion überträgt die Interkulturalistin Laurence Romani (2008) mit ihrem Werk *Relating to the other: Paradigm interplay for cross-cultural management research* und auch Folgearbeiten von Romani et al. (2018) diese Paradigmen auf die interkulturelle Managementforschung.

1. Arbeiten im **positivistischen Paradigma** zielen darauf ab, interkulturelle Situationen pragmatisch zu erklären. Als zentrales Problem identifizieren sie Auswirkungen von Nationalkulturen auf das Management. Erforscht wird diese Problematik meist mit Methoden aus der quantitativen Forschung, wie beispielsweise anhand von Fragebögen.
2. Arbeiten im **interpretativen Paradigma** zielen hingegen darauf ab, interkulturelle Interaktionen zu erleichtern. Dafür steht die Identifizierung kultureller Bedeutungen in Arbeitskontexten im Fokus. Qualitative Methoden, wie beispielsweise Ethnographie, dienen als Instrumente der Erforschung.
3. Arbeiten im **postmodernen Paradigma** zeigen kulturelle Vielfalt auf, weisen auf Konstruktionen von Kultur im Management hin und bedienen sich zumeist narrativer Forschungsmethoden, sowie Diskursanalysen und Dekonstruktionen.
4. Arbeiten im **kritischen Paradigma** haben zum Ziel, Dominanzen unter dem Deckmantel „Kultur“ zu demaskieren und problematisieren die Reproduktion von Machtungleichheiten durch kulturelle Unterschiede. Forschungsmethoden sind dabei die kritische Diskursanalyse und kritische Ethnographie.

Romani (2008) leistet einen weiterführenden Beitrag für die interkulturelle Managementforschung, indem sie nicht nur eine Einteilung in mehrere, fundamental unterschiedliche Positionen vornimmt und somit Gemeinsamkeiten und Diskrepanzen verschiedener Studien

darstellt, sondern auch oft übersehene Diskurse des interpretativen und insbesondere des kritischen und postmodernen Ansatzes sichtbar macht. Denn die vergleichsweise junge interkulturelle Managementforschung entstand aus diversen Wissenschaftsdisziplinen wie Kulturanthropologie, Soziologie, Sozialpsychologie und der Organisations- und Managementforschung (Barmeyer 2018, Sackmann / Phillips 2004). Diese interdisziplinäre Vielfalt findet sich auch in pluralistischen Forschungsparadigmen wieder.

Allerdings zeigt eine „intuitive“ Repräsentation der interkulturellen Managementforschung nach Primecz et al. (2009) in einer Sonderausgabe des *International Journal of Cross Cultural Management*, dass bisher insbesondere eine Dominanz des positivistischen Ansatzes festgestellt werden kann. Die Autorinnen plädieren entsprechend für eine Öffnung des Forschungsfeldes in Richtung umfassender paradigmatischer Untersuchungen. Eine gewisse Auflockerung kann in den Folgejahren festgestellt werden, wie Tabelle 1 aufzeigt. Diese Studien eröffnen einen vielfältigeren Blick auf Interkulturalität und zeigen gleichzeitig die positiven Effekte eines multiparadigmatischen Ansatzes. Hauptautorinnen sind die Interkulturalistinnen

Jasmin Mahadevan, Henriett Primecz und Laurence Romani.

Ein zunehmendes Bewusstsein für die verschiedenen Paradigmen und somit Paradigmenwechsel in der interkulturellen Managementforschung wurde also bereits angestoßen. Dies lässt sich beispielsweise anhand a) der Diskussionen zu Kulturbegriffen, b) der Emergenz des konstruktiven interkulturellen Managements und c) des zunehmenden Einflusses von kritischen Studien der interkulturellen Managementforschung zeigen:

Die Konzeptualisierung von Kultur vollzog eine Entwicklung von einer statischen, nationalkulturellen zu einer dynamischen, vielschichtigen interpretativen Auffassung (Bolten 2010, Busch 2014, d'Iribarne et al. 2020, Fang 2006). Die Operationalisierung von Kultur wird dementsprechend zunehmend auch anhand von qualitativen, kontextualisierten Studien vorgenommen und versucht die Multidimensionalität des Konzeptes aufzunehmen. Die Auffassung von Kultur als komplexes, sozial konstruiertes Phänomen führt zu Forschung, die nicht mehr nur nach Kulturdimensionen einteilt (Hofstede 1980), sondern diese als Hilfestellungen und Orientierungspunkte sieht, jedoch darüber hinaus Beziehungen auf individueller, organi-

Autoren	Erklärung
Romani, Primecz und Topçu (2011)	Interaktionsmöglichkeiten zwischen funktionalistischem und interpretativem Paradigma → trägt zur Weiterentwicklung von Theorien und neuen Forschungsrichtungen der Kulturstandards bei
Mahadevan (2013)	Zusammenspiel von funktionalistischem und interpretativem Paradigma in interkultureller Simulation in einem bikulturellen Managementteam → ermöglicht implizite, nicht verbalisierte Kultur aufzudecken
Primecz, Romani und Topçu (2015)	Umfassendes Verständnis für die komplexe Rolle von Kultur in interkulturellen Begegnungen durch die Untersuchung eines Dienstleistungsangebots für türkische Migranten in Ungarn anhand von vier Paradigmen
Romani und Primecz (2019)	Verdeutlichung unterschiedlicher Erkenntnisse über die Integrationserfahrungen türkischer Fachkräfte in Ungarn und Schweden
Grosskopf und Barmeyer (2021)	Französisch-deutsche kritische Interaktionssituation zeigt facettenreichen Erkenntnisgewinn durch konstruktive und selbstreflexive Haltung zu multiplen Paradigmen → „paradigmatischer Ethnorelativismus“

Tabelle 1: Publikationen mit multi-paradigmatischen Analysen.

sationaler und gesellschaftlicher Ebene betrachtet und übergreifende Verbindungen zwischen den Ebenen im jeweiligen Kontext analysiert (Sackmann / Phillips 2004).

Kulturvergleichende Methoden können eine Grundlage für interkulturelle Studien sein, um konstruktiv kulturelle Unterschiede synergetisch durch kulturelle Aushandlung zusammenzubringen und *good practices* zu etablieren (Brannen 1998). Folglich kann über den Vergleich zwischen (nationalen) Gegebenheiten hinaus eine Interaktionssituation zwischen Kulturen entstehen. Die Suche nach synergetischen Effekten in einer interkulturellen Interaktion scheint dabei noch keinen Einzug in die relevanten Paradigmen gehalten zu haben (Grosskopf / Barmeyer 2021). Allerdings wird durch die Thematisierung der Problemorientierung in der interkulturellen Managementforschung (Stahl / Tung 2015) ein Bewusstsein geschaffen und ein Umdenken möglich, die konstruktive Sichtweise kreativ zu nutzen (Barmeyer 2018).

Des Weiteren finden sich neben den Studien, die die bestehende Gesellschaftsform als stabil sehen (Konsens), auch kritische Auseinandersetzungen mit der interkulturellen Managementforschung, die die Akteursebene, Machtstrukturen und -beziehungen, sowie den sozialen Prozess im multinationalen Umfeld einbeziehen (Dissens) und folglich auf postkoloniale und postmoderne Einwirkungen in interkulturellen Analysen schließen lassen (Primecz et al. 2015, Lowe 2001). Im *Critical Management* ist genau dieser gegenseitige Einfluss von Machtbeziehungen und Kontexten wiederzufinden. Ein großes Thema im postkolonialen Zusammenhang ist die hegemoniale Auferlegung westlicher Ansichten auf die Forschung (Mahadevan et al. 2020). Als Lösung wird die kritische Selbst-Reflexivität im Forschungskontext angeführt, um angepasste Untersuchungsrahmen für verschiedene Regionen abzuleiten.

Die Debatte um die Öffnung des Forschungsfeldes hinsichtlich mehrerer Paradigmen in der interkulturellen Managementforschung hat ihren Ursprung in Ansichten der Exklusivität von Paradigmen. Der Begriff der Inkommensurabilität kennzeichnet die Auffassung von isolierten Paradigmen und wurde schon durch Kuhn (1978) geprägt und auch durch Burrell und Morgan (1979) vertreten. Jedes Paradigma ist demnach getrennt zu sehen und es gibt keine Möglichkeit der Kombination, da die Paradigmen auf vollständig abzugrenzenden Logiken aufbauen (Kuhn 1978). Die Multi-Paradigmen-Perspektive sieht in den Paradigmen ebenfalls „separate academic worldviews“ (Romani et al. 2011:434), aber betont die Möglichkeit von Austausch und Verbindungen zwischen ihnen, denn – wie auch Kuhn später erkennt – besteht die Möglichkeit des Erlernens der jeweils anderen Paradigmensprache.

„[I]n my opinion, the lack of a common language does not mean that communication and learning from each other are impossible. It means that some different languages must be learned.”

(Romani 2008:60)

Deshalb kann die interkulturelle Managementforschung basierend auf der eigenen Vielfalt durch multi-paradigmatische Studien und somit komplementäre Einsichten bereichert werden. Auf meta-theoretischer Ebene vollzieht sich bereits ein Paradigmenwechsel von exklusiven, inkommensurablen Paradigmen hin zur Multi-Paradigmen-Perspektive. Durch die zunehmende Reflexivität, Kreativität und Aufmerksamkeit multipler Paradigmen wird nicht nur das multi-paradigmatische Bewusstsein gestärkt, Aufmerksamkeit erzeugt und die Forschungsdiskussion angeregt, sondern eine Eigendynamik ausgelöst. Die Inkommensurabilität zu überwinden und andere Perspektiven zu respektieren und sich aktiv mit diesen zu beschäftigen, trägt zur Veränderung von Ansichten bei und schafft auf mehreren Ebenen neue synergetische Einsichten

für die Forschung. Paradigmen stellen dabei einen Rahmen, Orientierungspunkte und Strukturierungsmerkmale dar, die bewusst oder unbewusst herangezogen werden. Bestehende Paradigmen sollten durch weitere Erforschung und neue Verbindungspunkte ausgeschmückt werden.

Literatur

Barmeyer, C. (2018): *Konstruktives Interkulturelles Management*. Göttingen: UTB/Vandenhoeck & Ruprecht.

Bolten, J. (2010): „Fuzzy Diversity“ als Grundlage interkultureller Dialogfähigkeit. *Erwägen, Wissen, Ethik* 21(2), S. 136–139.

Brannen, M. Y. (1998): Negotiated culture in binational contexts: A model of culture change based on a Japanese/American organizational experience. *Anthropology of Work Review* 18(2/3), S. 6–17.

Burrell, G. / Morgan, G. (1979): *Sociological paradigms and organisational analysis: Elements of the sociology of corporate life*. London: Heinemann.

Busch, D. (2014): *Im Dispositiv interkultureller Kommunikation. Dilemmata und Perspektiven eines interdisziplinären Forschungsfelds*. Bielefeld: Transcript.

Deetz, S. (1996): Describing Differences in Approaches to Organization Science: Rethinking Burrell and Morgan and Their Legacy. *Organization Science* 7(2), S. 191–207.

D'Iribarne, P. / Chevrier, S. / Henry, A. / Segal, J.-P. / Tréguer-Felten, G. (2020): *Cross-Cultural Management Revisited*. Oxford: Oxford University Press.

Fang, T. (2006): From “onion” to “ocean”: Paradox and change in national cultures. *International Studies of Management and Organization* 35(4), S. 71–90.

Grosskopf, S. / Barmeyer, C. (2021): Learning from multi-paradigmatic sensitivity in cross-cultural management? Empirical and theoretical considerations. *International Journal of Cross Cultural Management* 21 (2), S. 181–202.

Hofstede, G. H. (1980): *Culture's Consequences. International Differences in Work-Related Values*. London: Sage.

Kuhn, T. S. (1978): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lowe, S. (2001): In the Kingdom of the Blind, the One-Eyed Man is King. *International Journal of Cross Cultural Management* 1(3), S. 313–332.

Mahadevan, J. (2013): Performing interplay through intercultural simulations: Insights on tacit culture in a Taiwanese–German management team. *International Journal of Cross-Cultural Management* 13(3), S. 243–263.

Mahadevan, J. / Primecz, H. / Romani, L. (2020): *Cases in Critical Cross-Cultural Management. An Intersectional Approach to Culture*. London: Routledge.

Möller-Kiero, J. / Busch, D. (2018): How to survive as a visionary in the intercultural world towards an awareness of paradigms for tackling pitfalls and chances of Western academia's moral philosophies. In: Jia, W. (Hrsg.): *Intercultural Communication. Adapting to Emerging Global Realities*. San Diego: Cognella, S. 75–78.

Primecz, H. / Romani, L. / Sackmann, S. (2009): Cross-cultural management research: Contributions from various paradigms. *International Journal of Cross Cultural Management* 9(3), S. 267–274.

Primecz, H. / Romani, L. / Topçu, K. (2015): A multi-paradigm analysis of cross-cultural encounters. In: Holden, N. / Michailova, S. / Tietze, S. (Hrsg.): *The Routledge Companion to Cross-Cultural*

Management. London/New York: Routledge, S. 431–439.

Romani, L. (2008): *Relating to the Other: Paradigm Interplay for Cross-Cultural Management Research*. Saarbrücken: LAP.

Romani, L. / Barmeyer, C. / Primecz, H. / Pilhofer, K. (2018): Cross-cultural management studies: State of the field in the four research paradigms. *International Studies of Management & Organization* 48(3), S. 247–263.

Romani, L. / Primecz, H. (2019): Promoting and demystifying paradigm interplay: Reflexive practices on a study of Turkish mobile professionals. *Studi di Sociologia* 57(1), S. 31–44.

Romani, L. / Primecz, H. / Topçu, K. (2011): Paradigm interplay for theory development: A methodological example with the Kulturstandard method. *Organizational Research Methods* 14(3), S. 432–455.

Sackmann, S. A. / Phillips, M. E. (2004): Contextual Influences on Culture Research: Shifting Assumptions for New Workplace Realities. *International Journal of Cross Cultural Management* 4(3), S. 370–390.

Stahl, G. K. / Tung, R. L. (2015): Towards a more balanced treatment of culture in international business studies: The need for positive cross-cultural scholarship. *Journal of International Business Studies* 46(6), S. 391–414.



**Gerard Delanty
(2009): *The Cosmopolitan Imagination: The Renewal of Critical Social Theory*. Cambridge: University Press.**

Fergal Lenehan

Die Idee des Kosmopolitismus erfreut sich in den letzten 25 Jahren eines gewissen intellektuellen „Comebacks“. Das *Routledge International Handbook of Cosmopolitanism Studies* (Delanty 2018) stellt in facettenreicher Breite die Entwicklungen der Kosmopolitismusforschung hauptsächlich in der Soziologie, den Politikwissenschaften, der Philosophie und den Kulturwissenschaften dar. Gewiss waren die letzten 25 Jahre geprägt von einer Reihe von Schlüsselpublikationen zum Thema Kosmopolitismus. Aus der anglophonen Welt sind hier die einflussreichen philosophischen Arbeiten von Appiah (2006) und Nussbaum (2019) zu nennen, während Beck in den frühen 2000er Jahren Pionierarbeit für eine empirische kosmopolitische Soziologie leistete (Beck / Grande 2004). Diese Ideen haben auch Eingang in den wissenschaftlichen Diskurs der interkulturellen Kommunikation gefunden, nicht zuletzt durch Adrian Hollidays Monografie *Intercultural Communication and Ideology* (2011), die die Idee des „kritischen Kosmopolitismus“ ‚salonfähig‘ und zu einem festen Bestandteil der Interkulturalitätsforschung machte.

Holliday entlehnt diesen Begriff aus der Soziologie und insbesondere aus der Arbeit des Sozialtheoretikers Gerard Delanty. Delantys Monografie *The Cosmopolitan Imagination: The Renewal of Critical Social Theory* aus dem Jahr 2009 kann als Paradigmenwechsel in der Kosmopolitismusforschung und auch als Angebot einer neuen sozial-gesellschaftlichen Perspektive für die interkulturelle Forschung gesehen werden. Delanty

moniert darin, dass die kritische Sozialtheorie bisher die Herausforderungen der Globalisierung und der interkulturellen Kommunikation vernachlässigt habe. Die sozialtheoretische Lösung dieses Problems sieht er in der Theorie des Kosmopolitismus. Delanty entwickelt die Idee eines „kritischen Kosmopolitismus“ jenseits sowohl rein normativer Konzeptionen von Kosmopolitismus als auch Ansätzen, die Kosmopolitismus auf den empirischen Ausdruck von Vielfalt reduzieren. Auch wenn Delanty – über den vielleicht international bekannteren Holliday – zu einem gewissen Punkt schon einen Einfluss auf die deutschsprachige interkulturelle Forschung ausüben konnte, würde die interkulturelle Kommunikationsforschung in Deutschland und darüber hinaus von der weiteren Lektüre von Delantys *The Cosmopolitan Imagination* profitieren; ein Buch, das zumindest im Rahmen der Kosmopolitismusforschung als ‚Klassiker‘ angesehen werden kann.

Von zentraler Bedeutung für Delantys Konzeption des Kosmopolitismus ist seine enge Verknüpfung mit der kritischen Theorie, jedoch eher aus einer soziologischen als aus einer philosophischen Perspektive betrachtet. Laut Delanty (2) bietet der Kosmopolitismus „a solution to one of the weaknesses in the critical theory tradition of both the Frankfurt School and Habermas’ social theory“, das wäre nämlich „a failure to respond to the challenges of globalization and move beyond a preoccupation with an exclusively Western range of issues“. Kosmopolitismus sieht er als grundsätzlich mit Fragen der globalen Ethik verbunden, die auch für die kritische Theorie interessant bleibt, die sich traditionell mit einer normativen Kritik aus der Perspektive einer gerechteren Gesellschaft beschäftigt. Delanty sieht den Kosmopolitismus als normative Kritik an der Globalisierung und das Konzept der „immanent transcendence“ (250) als den Kern des Kosmopolitismus, der auch für die kritische Theorie von zentraler Bedeutung ist, da „self-transformation as the source of

social and political change“ gesehen wird (251). Delanty schreibt weiter:

„Thus where globalization generally invokes an externally induced notion of social change, such as the global market, cosmopolitanism understood in terms of immanent transcendence refers to an internally induced social change whereby societies and social agents undergo transformations in their moral and political self-understanding as they respond to global changes. In this view, then, globalization rather provides the external preconditions for the emergence of cosmopolitanism.“ (251)

Damit wird der Kosmopolitismus nicht mehr nur als politische Idee oder als deskriptiver Analysebegriff verstanden. Stattdessen mutiert er zum soziologischen Prozessbegriff, der ebenfalls zu einem gewissen Punkt normativ und/oder deskriptiv gesehen werden kann, aber jetzt auch in Verbindung mit der Transformation des Selbstverständnisses gesehen wird.

Kosmopolitismus sollte, plädiert Delanty, nicht als Synonym für Diversität oder Transnationalismus gesehen werden. Er ist stattdessen ein „relevant and critical moment“ „arising out of the encounter or interaction with the Other“, wenn moralische und politische Bewertung erfolgt; „a constructive process of creating new ways of thinking“, der nicht bei bestimmten Individuen – ‚Kosmopoliten‘ im Gegensatz zu ‚Einheimischen‘ oder ‚Lokalen‘ – zu entdecken sei (252). Kosmopolitismus findet man nach Delanty vor allem in Identitätsprozessen, wie z. B. Debatten, Narrationen, Kognitionsformen, Kommunikationsnetzwerken, ethischen und politischen Grundsätzen. Delanty ist der Meinung, dass Kosmopolitismus vier Hauptformen annehmen kann: 1) eine begrenzte Fähigkeit zur Relativierung der eigenen Kultur oder Identität angesichts der Begegnung mit dem Anderen; 2) die positive Anerkennung des Anderen; 3) eine gegenseitige kritische Bewertung, bei der sich die interagierenden Kulturen wandeln und

sich einer Horizontverschmelzung – im hermeneutischen Sinn – annähern; und 4) eine Bewegung über die Vielfalt hinaus zu einer gemeinsamen normativen Welt, einschließlich neuer Normen und neuer Weltanschauungen. Tatsächlich können Delantys Ideen hier möglicherweise als ähnlich etablierte Ideen zur Konstruktion einer dritten Kultur oder Interkultur angesehen werden, auch wenn er nie sein genaues Verständnis von zentralen Begriffen wie Kultur oder Identität erläutert. Sein Konzept eines „kritischen Kosmopolitismus“ könnte jedoch auch eine Brücke zwischen der interkulturellen Kommunikation und breiteren anhaltenden Debatten über aufkommende Formen der Normativität schlagen.

Delanty bemüht sich zu erklären, dass Kosmopolitismus – nun als „Dynamik und Orientierung“ (13) auf der Grundlage einer weitreichenden Vorstellung von Menschenwürde zu verstehen – nicht nur ein westliches Phänomen darstellt, sondern in unterschiedlichen Ausprägungen weltweit und in vielen abwechselnden kulturellen Kontexten und historischen Epochen vorkommt. Er schreibt beispielsweise über hinduistische, chinesische und islamische Formen des Kosmopolitismus (wobei auch damit natürlich immer noch weite Teile der Welt nicht repräsentiert sind). Er betont aber auch die Tatsache, dass viele Ideen des Kosmopolitismus historisch mit westlichen Konzepten des Universalismus verflochten sind, ist aber der Meinung, dass die postkoloniale Theorie mitgeholfen hat, den Kosmopolitismus von rein westlichen Annahmen zu lösen. Die einzig akzeptable Version von Kosmopolitismus in einem zeitgenössischen Kontext ist laut Delanty ein post-universaler Kosmopolitismus, der als „universalism that has been shaped by numerous particularisms as opposed to an underlying set of values“ (12) zu verstehen ist. Allerdings sei angemerkt, dass Delanty die Begriffe Universalismus und Kosmopolitismus nie gänzlich zufriedenstellend entwirrt – zumindest nicht über eine sehr abstrakte Diskussion hinaus.

Delanty sieht auch die Moderne – im soziologischen Sinn – mit Prozessen des Kosmopolitismus stark verwoben. Als zentral für die Moderne gilt ihm zufolge „the movement towards self-transformation, the belief that human agency can radically transform the present in the image of an imagined future“ (71). Tatsächlich sieht er Modernität als „a radicalized notion of cultural translation“: „Modernity can arise anywhere, it is not a specific historical condition, but a mode of processing, or translating, culture“ (199). Während seine Betonung, dass die Moderne kein westliches oder europäisches Phänomen darstellt, das einfach in andere Kontexte übernommen wird, zwar nicht neu, aber sicherlich willkommen zu heißen ist, bleiben auch hier starke Anklänge an unterschiedliche, aber ähnliche Debatten aus anderen wissenschaftlichen Richtungen. Delantys Konzept der Moderne erscheint zum Beispiel Vorstellungen von kultureller Hybridität sehr ähnlich (wenn auch auf eine der dominierenden Narrative der Soziologie – ‚die Moderne‘ – übertragen).

Delanty beschließt *The Cosmopolitan Imagination* mit einer Diskussion zur „inter-cultural [sic] communication“, die seiner Meinung nach „needs to be given a more substantial basis than the conventional approach, which tends to separate cultural understanding from political action“ (261). Interkulturelle Kommunikation benötigt mehr als nur „dialogue or understanding, but also requires deliberative reasoning and the critical scrutiny of cultural and political standpoints“ (ebd.). Interkulturelle Kommunikation, die aus einer kosmopolitischen Perspektive konzipiert wird, würde, so seine These, fünf Merkmale beibehalten: 1) einen deliberativen Kommunikationsstil; 2) eine intensive Reflexion; 3) eine kritische Haltung in ihrer Ausrichtung; 4) die Stimulation sozial-gesellschaftlichen Lernens; und 5) eine politische Praxis von globaler Relevanz. Schließlich plädiert er hier im Wesentlichen für die Neukonzeptualisierung der wissenschaftlichen interkulturellen Kommunikation

als eine soziologisch-philosophische interkulturelle Ethik, die Ähnlichkeiten zur von Evanoff (2004) vorgeschlagenen konstruktivistischen interkulturellen Ethik aufweist. Doch kann man sich nur deskriptiv auf wissenschaftliche interkulturelle Kommunikation einlassen und dabei umfassendere ethische und normative Fragen weitgehend ignorieren? Delanty weist deutlich darauf hin, dass dies definitiv nicht mehr möglich sei, und eine wissenschaftliche interkulturelle Kommunikation, die im Sinne seines Kosmopolitismus konzipiert würde, sicherlich eine Option wäre, dies in Angriff zu nehmen.

Tatsächlich ist Delanty in seinem eigenen Verständnis von Kosmopolitismus oft alles andere als konsequent. In seinem Text wird Kosmopolitismus auf unterschiedliche Weisen verstanden: Zum Beispiel erscheint er – zusammenfassend – als eine Art von Vielfalt (trotz seiner eigenen Proteste gegen diese Zuordnung); als gedankliche Öffnung zur weiteren Welt; als normative politische Idee, die grundsätzlich mit der Demokratie verbunden ist; als potentielle Form einer nicht-nationalen Institution; als globale Ethik; und, in der zentralen Argumentation, als Moment der Interaktion mit dem Anderen, das zur potentiellen Transformation des Selbst führt. Das bedeutet, dass beim Begriff des Kosmopolitismus eine unbestrittene, begriffliche Pluralität, ja Ungewissheit, auszuhalten ist. Die Flexibilität und Formbarkeit des Begriffs kann jedoch auch ein entscheidender Vorteil sein, der es ermöglicht, ihn in verschiedenen Kontexten zu verwenden, was bei der Theoretisierung mancher interkultureller Prozesse helfen könnte, die ansonsten nicht einfach theoretisch zu fassen sind. Das gilt nicht zuletzt in Kontexten, in denen Interkulturalität in Verbindung mit Digitalität – einer der wesentlichen Herausforderungen einer verwobenen und auch kosmopolitischen Welt – kommt. Heutzutage bedeutet die Einbettung des Digitalen in das tägliche Leben auch die Einbettung einer Reihe globaler Verbindungen – von denen wir

einige kaum wahrnehmen. Die Flexibilität des kosmopolitischen Konzepts kann uns dabei helfen, diese digitalen Verflechtungen zu beschreiben, zu entwirren und darüber weiter nachzudenken, nicht zuletzt, weil solche digitalen Vernetzungen tief in den weiteren sozialen und politischen Kontext eingebettet sind.

Literatur

Appiah, K. A. (2006): *Cosmopolitanism: Ethics in a World of Strangers*. London: Penguin.

Beck, U. / Grande, E. (2004): *Das kosmopolitische Europa*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Delanty, G. (2009): *The Cosmopolitan Imagination: The Renewal of Critical Social Theory*. Cambridge: University Press.

Delanty, G. (Hrsg.) (2018): *Routledge Handbook of Cosmopolitanism Studies*. Abingdon, Oxon und New York: Routledge.

Evanoff, R. J. (2004): Universalist, Relativist, and Constructivist Approaches to Intercultural Ethics. *International Journal of Intercultural Relations* 28, S. 439–458.

Holliday, A. (2011): *Intercultural Communication and Ideology*. Los Angeles et al.: Sage.

Nussbaum, M. C. (2019): *The Cosmopolitan Tradition: A Noble but Flawed Ideal*. Cambridge, MA und London: Belknap Press.



Catherine
Walsh (2012):

*Interculturalidad crítica y
(de)colonialidad –
Ensayos desde Abya Yala.*
Quito: Ediciones Abya
Yala-Verlag. (dt. Kriti-
sche Interkulturalität
und (De)Kolonialität –
Aufsätze aus Abya Yala).

Anna Meiser

Die Aufsatzsammlung in spanischer Sprache, im Jahr 2012 vom ecuadorianischen Verlag Abya Yala (Quito) publiziert, eröffnet grundlegende Einblicke in lateinamerikanische Debatten rund um den Begriff der Interkulturalität. Die US-amerikanisch-ecuadorianische Autorin Catherine Walsh zeigt auf, wie aus der historischen, (post)kolonialen Erfahrung des Kontinents durch das Prisma dieses Terminus soziopolitische Prozesse verstanden werden können und welche Perspektiven er für eine Transformation von Gesellschaft bereithält. Dabei schreibt sie aus der Sicht von vor allem sozialen Bewegungen und lässt die Stimmen indigener und afro-amerikanischer Aktivist:innen zu Wort kommen. Denn politische Bewegungen brächten theoretische hervor (12). Sowohl in der wissenschaftlichen als auch der gesellschaftlichen Debatte ist der Begriff der *interculturalidad* in Lateinamerika allgegenwärtig, sehr viel mehr als etwa in Europa; schon allein deswegen sollte die Interkulturelle Kommunikation den Blick auf die andere Seite des Ozeans nicht vernachlässigen.

Die Beiträge, alle zwischen 2001 und 2010 verfasst, sind in drei inhaltliche Kapitel aufgeteilt: Das erste (*Perspectivas de base*, 21–93) behandelt die Interdependenz von (De)Kolonialität und Interkulturalität auf Grundlage der Geschichte Lateinamerikas. Im zweiten

(*Insurgencias, política y Estado*, 95–152) wird das Ringen der sozialen Bewegung um einen interkulturellen und dekolonialen Staat erörtert. Das dritte (*Interculturalizaciones educativas*, 153–217) legt den Fokus auf den Zusammenhang von Interkulturalität, Bildung und Wissen. Von S. 219 bis S. 234 folgt die Bibliographie. Vorangestellt sind eine *Einleitung* (11–19) und *Danksagung* (7) von Catherine Walsh sowie ein *Vorwort* von Luis Macas (5f.), dem wohl bekanntesten indigenen Politiker und Intellektuellen in Ecuador.

Walsh selbst schreibt in der Einleitung, dass sie sich mit „Militanz“ in Organisationen eingebracht und verschiedenen Projekten der „Bildung von unten“ (*educación popular*) sowie der partizipativen Aktionsforschung gewidmet habe (12). Stark geprägt wurde sie von dem brasilianischen Pädagogen Paulo Freire, mit dem sie mehrere Jahre zusammenarbeitete. Walshs theoretische Ansätze widerspiegeln dieses klar benannte und bekannte Selbstverständnis als Wissenschaftlerin: Für sie ist die akademische Auseinandersetzung um Interkulturalität zugleich auch immer verbunden mit einer aktivistischen Haltung, die die Gesellschaft hin zu einer interkulturellen, also dekolonialen, gerechten und pluralen verändern will. So gelesen, ist Interkulturalität ein politisches Postulat, welches die „koloniale Differenz“ (Mignolo 2000), die bis heute das Zusammenleben der Menschen im Alltag, politische Programme und das kulturelle Selbstverständnis in Lateinamerika prägt, zu überwinden sucht (28). Auf diese Weise knüpft Walsh mit ihren Argumentationen an jene Theorien an, die von Vertreter:innen der 1998 gegründeten Gruppe *Modernidad / Colonialidad* (M/C)¹ entwickelt und diskutiert worden sind: Dazu gehört zunächst der Ansatz der „colonialidad“ bzw. der „colonialidad del poder“ nach Aníbal Quijano, der das Fortwirken kolonialer Machtstrukturen beschreibt, obgleich die meisten lateinamerikanischen Staaten bereits im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit erlangt hatten. Diese „colonialidad“ äußere

sich etwa in der oben erwähnten „kolonialen Differenz“ und einer ihr zugrundeliegenden eurozentrisch-rassistischen Kategorisierung von Menschen und Menschengruppen (Quijano 2000:27f., 113); sie drückt sich aber ebenso in der Vorherrschaft des europäischen Wissensmodells in den ehemaligen Kolonien aus, welches als das universal gültige verstanden werde; andere, etwa indigene oder afro-amerikanische Wissenstraditionen, seien durch diese epistemische Dominanz „des Westens“ verdrängt worden, so der peruanische Soziologe (Quijano 2000:185f.). Ein weiteres mit Walshs Verständnis von Interkulturalität verknüpftes Konzept ist das von Walter Mignolo (2000) geprägte des „Grenzdenkens“ (*pensamiento fronterizo*). Ein solches eröffne den Weg für eine „Interkulturalisierung des Wissens“: Es sei eine Praxis, die sich unter anderem dadurch auszeichne, dass sie versuche, zwischen dem kolonialen und dem lokalen Wissen und Denken zu vermitteln. Dabei werde ersteres hinterfragt und zu außereuropäischen Erkenntnissen und Epistemologien in Bezug gesetzt (81f.) – um so die verschiedenen Wissenstraditionen fortzuentwickeln. Es ist also der (post)koloniale Kontext Lateinamerikas, die theoretische Verortung in den Diskursen der Gruppe *Modernidad / Colonialidad* und ihre eigene aktivistische Haltung als Wissenschaftlerin, vor deren Hintergrund es die Ausführungen von Walsh einzuordnen gilt.

Im Folgenden werde ich nur einige wenige Argumente der Autorin hervorheben, die mir auch für die Diskussion hierzu besonders bedeutsam erscheinen. Im ersten Kapitel ist dies eine – in Anlehnung an den peruanischen Philosophen Fidel Tubino (2008) – dreifache Perspektive auf Interkulturalität, die eine gewisse Ambivalenz in der Bedeutung und im Gebrauch des Konzepts hervorhebt. Die erste, *relationale*, beschreibt den Kontakt und Austausch „zwischen Menschen, Praktiken, Wissen, Werten und verschiedenen kulturellen Traditionen, die unter Bedingungen sowohl von Gleichheit als auch Ungleichheit auf-

treten können“ (90, eig. Übersetzung). Eine solche Interkulturalität ist seit jeher Teil der lateinamerikanischen Menschheitsgeschichte – und nicht nur dieser. Jedoch neige diese Perspektive dazu, die Kontexte von Macht und Kolonialität zu vernachlässigen; sie fokussiere die individuelle Interaktion und ignoriere leicht soziale, politische und ökonomische wie epistemische (oftmals asymmetrische) Strukturen (90). Das zweite Verständnis von Interkulturalität nennt Walsh *funktional*: Ein solches fördere den Dialog, das Zusammenleben und die Toleranz innerhalb des bestehenden soziopolitischen Systems. Es erkenne die Differenzen an und bewerte diese durchaus positiv, hinterfrage jedoch nicht die Ursachen asymmetrischer Gesellschaftsstrukturen. Interkulturalität werde in diesem Fall zu einer „neoliberalen-multikulturellen Strategie“ (27, 90f.). Die dritte Perspektive, von Walsh als *kritische* Interkulturalität bezeichnet, geht davon aus, dass Differenz innerhalb von (kolonialen) Machtstrukturen konstruiert ist und einhergeht mit sozialen Hierarchisierungen. Anders als die funktionale Interkulturalität postuliere sie die Transformation von Gesellschaft, Institutionen und sozialen Beziehungen – und somit die Schaffung verschiedener Bedingungen des Seins, des Denkens, Wissens, Lernens, Fühlens und Lebens. Freilich existiere eine solche kritische Interkulturalität noch nicht, sondern sei vielmehr ein Prozess im Werden (91f.). Für Walsh, wie auch für zahlreiche Intellektuelle und Aktivist:innen in Lateinamerika, ist Interkulturalität damit sowohl wissenschaftliches Konzept als auch politische Aktion. Im zweiten Kapitel fragt die Autorin nach Wegen für eine „kritische“ Interkulturalisierung und Dekolonialisierung des Staates und fokussiert sich dabei vor allem auf Ecuador und Bolivien, die sich in ihrer jeweiligen *Carta Magna* von 2008 und 2009 als „plurinational“ definieren. Dieses Bekenntnis hinterfrage den uninationalen Charakter des Staates und verleihe zugleich der Diversität der Gesellschaft durch gesetzliche Bedingungen Ausdruck, die eine Interkul-

turalisierung von Rationalitäten und Lebensweisen eröffnen, also im Sinne einer „kritischen Interkulturalität“ den Status quo neu aushandeln (120–125). Walsh geht im Text auf mehrere Beispiele ein – eines davon ist die in der ecuadorianischen Verfassung verbürgte Anerkennung der Natur oder *Pachamama* als Rechtssubjekt. Durch letzteren Terminus hat zudem die indigene Kosmvision Eingang in die Verfassung gefunden – eine „völlige Umkehrung“ des modernen „westlichen“ Weltbildes (127). Das dritte Kapitel gibt einen Einblick in die Anfänge der Interkulturellen Bilingualen Bildung (*Educación Bilingüe Intercultural*, EBI) in Südamerika und diskutiert im Weiteren auch hier die Bedeutung einer „kritischen Interkulturalität“, die Walsh als ein pädagogisches Instrument versteht; denn sie ermöglicht einen Prozess, jenes, was das Andere ausschließt, zu *ver-*lernen und aus kulturell verschiedenen Wissenstraditionen heraus neu zu lernen. Daher richtet sich die EBI nicht allein an marginalisierte und subalterne Bevölkerungsgruppen; sie will die ganze Gesellschaft erfassen, vom Kindergarten bis zur Hochschulbildung (184, 212). Für die Wissenschaft bedeute Bildung und Wissenskonstruktion selbst zu einer interkulturellen, interepistemischen und dekolonialen Praxis werden zu lassen, die Universität zu „pluriversalisieren“ (216).

Bereits der Untertitel – *Ensayos desde Abya Yala (Studien aus Abya Yala²)* – verweist darauf, dass Catherine Walsh ihre Thesen vor dem Hintergrund des lateinamerikanischen Kontexts entwickelt und dessen Akteur:innen wohl auch zuallererst adressiert. Verweise auf dekolonial-interkulturelle Diskurse außerhalb Lateinamerikas, Referenzen etwa zur „Critical Intercultural Communication“, die teils ähnlich argumentiert, fehlen gänzlich. Tatsächlich erlaubt diese geographische Engführung aber eine solide und nach wie vor relevante Einführung in die sehr präsenten wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Debatten zu Interkulturalität in Lateinamerika. Dass sie sich aufgrund des Formats einer Aufsatzsammlung an manchen Stellen

repetitiv liest, tut dem keinen Abbruch. Der sehr starke Fokus auf Lateinamerika ermöglicht zugleich aber noch etwas Zweites: nämlich im Sinne einer „kritischen“ Perspektive die eigenen Konzepte von Interkulturalität mit denen aus Abya Yala in Austausch zu bringen und daraus Neues zu lernen.

Literatur

Mignolo, W. (2000): *Local Histories/ Global Designs. Coloniality, Subaltern Knowledges and Border Thinking*. Princeton: Princeton University Press.

Quijano, A. (2000): Coloniality of Power, Eurocentrism, and Latin America. *Nepantla. Views from the South* 1(3), S. 533–580.

Tubino, F. (2008): No una sino muchas ciudadanías. Una reflexión desde el Perú y América Latina. *Cuadernos Interculturales* 6(10), S. 170–180.

Endnoten

1. Die Bezeichnung *Modernidad / Colonialidad* reflektiert die These, dass die europäische Moderne nicht möglich gewesen sei ohne die koloniale Expansion und den damit einhergehenden Entwicklungen wie etwa dem (wissenschaftlichen) Fortschrittsgedanken sowie dem Kapitalismus.

2. „Abya Yala“ ist ein weit verbreiteter Terminus aus der Kuna-Sprache, mit dem der amerikanische Kontinent bezeichnet wird.



Andreas Wimmer (2013):

Ethnic Boundary Making: Institutions, Power, Networks. Oxford University Press.

Anke Weber

Warum ist die Frage, zu welcher ethnischen Gruppe jemand gehört, in manchen Kontexten hoch brisant und ethnische Zugehörigkeit eng verknüpft mit machtpolitischer Stellung, während in anderen Zusammenhängen ethnische Identität nur als sekundäres Identifikationsmerkmal angesehen wird und weder Auswirkungen auf politische Loyalitäten noch auf Ressourcenverteilung hat? Dieser Frage geht Andreas Wimmer in seinem Buch *Ethnic Boundary Making: Institutions, Power, Networks* (2013) nach, indem er eine Synthese der sozialwissenschaftlichen Forschung zu ethnischer Grenzziehung, d. h. wer gehört zu welcher ethnischen Gruppe und wer nicht, darlegt. Wimmer zeigt, dass ethnische Zugehörigkeit weder vorherbestimmt oder unveränderlich, noch vollständig erfunden oder anpassbar ist. Letztlich spiegeln ethnische Grenzen das Wechselspiel zwischen der Autorität der dominanten Gruppen, die ihren Status zu bestätigen suchen, und der Macht der marginalisierten Gruppen wider, die versuchen, ihre Situation mittels unterschiedlicher Vorgehensweisen zu verändern. Bei seinen Ausführungen bezieht sich Wimmer u. a. auf Arbeiten von Fredrik Barth, Max Weber und Pierre Bourdieu. Darüber hinaus entwickelt Wimmer in seinem Buch eine Theorie, um zu erklären, warum es Unterschiede in Abgrenzungsprozessen und Grenzziehungen in unterschiedlichen Ländern und zu unterschiedlichen Zeitpunkten gibt. Seine vergleichende Analyse verschiedenster empirischer Beispiele von ethnischer Grenzziehung kann von anderen Forscher:innen als Blaupause

für Untersuchungsdesigns im Bereich der ethnischen Grenzziehung genutzt werden. Für meine eigene Forschung zur Frage, wie ethnische Identitäten in sozial bedeutsame ethnische Identitäten umgewandelt werden und wie einige dieser sozial bedeutsamen ethnischen Identitäten für politische Mobilisierung genutzt werden, d. h. politisiert werden (Weber et al. 2015), war Wimmers Beitrag richtungsweisend.

Zwei miteinander verbundene Aspekte aus Wimmers Buch möchte ich herausgreifen, um ihre Relevanz für meinen eigenen Zugang zum Forschungsfeld der interkulturellen Kommunikation zu verdeutlichen: Und zwar ist es die Frage, welchen Einfluss *Sprache* in der Herausbildung ethnisch politisierter Gruppen und im *Nationenbildungsprozess* hat. In seinem Buch beschreibt Wimmer (50–52) drei Arten der Nationenbildung. Bei der ersten Art der Nationenbildung geht es um die Öffnung der Grenzen der dominanten Ethnie für alle anderen. Diese Art der Nationenbildung ist mit einem Prozess der Inkorporation verbunden. Bei der zweiten Art der Nationenbildung wird keine bereits bestehende Ethnie in Bezug auf die „Inputs“ der Nationenbildung bevorzugt. Er zielt darauf ab, alle Ethnien zu einer neuen Kategorie zu verschmelzen. Bei der dritten Art der Nationenbildung geht es nicht um die Umwandlung einiger oder aller bereits bestehenden Gruppen, sondern um eine Schwerpunktverlagerung: Im Vergleich zu den bereits bestehenden Formen der Identifikation und Zugehörigkeit betont diese Art der Nationenbildung die politische Relevanz einer umfassenderen Kategorie, einer „nationalen“ Kategorie im Gegensatz zu „ethnischen“ Kategorien. Gerade dieser letzte Typus von Nationenbildung ist von großem Interesse, wenn es um Fragestellungen der Integration bzw. des Austausches von Mitgliedern unterschiedlicher kultureller Zugehörigkeit geht. Politiken zur Nationenbildung, die darauf abzielen, die Grenzen der nationalen Identität zu erweitern, haben einen entscheidenden Einfluss auf die Bedeutung ethnischer

Grenzen, die in der Bevölkerung wahrgenommen werden (44–78). Auch in meiner eigenen qualitativen Forschung zu Kenia und Tansania (Weber et al. 2015) fanden sich übereinstimmende Belege mit Wimmers These, dass Maßnahmen zur Nationenbildung das Potenzial haben, die Politisierung der Ethnizität zu verringern und auf eine integrative Gesellschaft hinzuarbeiten. Insbesondere fanden sich empirische Belege, die nahelegen, dass gegenläufige Politiken der Nationenbildung in Kenia und Tansania vorherrschten und diese eine Erklärung für die unterschiedliche Rolle von ethnischer Identität bis heute bieten. Während in Kenia die Politik tendenziell stark ethnisiert und von Gewalt in Verbindung mit ethnischer Zugehörigkeit geprägt war, konnte Tansania durch gezielte Politiken zur Nationenbildung ethnische Gruppen unter einer nationalen Identität vereinen. Dabei spielte vor allem eine gezielte Sprachpolitik eine entscheidende Rolle. Dass Sprache ein vereinender Faktor für unterschiedliche Gruppen sein und bei der Herausbildung einer nationsweiten Identität helfen kann, ist insbesondere für das Forschungsfeld der interkulturellen Kommunikation interessant. Viele Autor:innen haben bereits darauf hingewiesen, dass eine Sprachpolitik, die darauf abzielt, eine übergreifende nationale Identität zu schaffen, ein wichtiger Aspekt von Nationenbildung sein kann (siehe u.a. Brubaker 2006:139, Kymlicka / Grin 2003, Laitin 1992). In seinem Buch stellt Wimmer explizit diskursive und symbolische Mittel heraus, welche dazu benutzt werden können, die Grenzen von ethnischen Gruppen zu etablieren (64–66). Zum Beispiel können von der vorherrschenden politischen Elite bestimmte ethnische Gruppen durch Gedenkfeiern, öffentliche Rituale, oder in Geschichtsbüchern positiv herausgestellt werden, während andere ethnische Gruppen geschmäht werden (64). Darüber hinaus werden Statistiken bzw. Zensus genutzt, um Gruppengrößen und damit verbundene Machtverhältnisse verzerrt darzustellen (ebd.). Bei der Be-

schreibung unterschiedlicher diskursiver und symbolischer Werkzeuge bezieht sich Wimmer u. a. auf Hobsbawm und Ranger (1983), Billing (1995), Edensor (2002), Connerton (1989) sowie Alonso und Starr (1987). Zudem beschreibt er, dass sowohl Gruppen, die in der Bevölkerung eine Mehrheit bilden, als auch jene, die eine Minderheit darstellen, symbolische Elemente, die eine klare Zuordnung zu einer ethnischen Gruppe ermöglichen, benutzen, um ihre Gruppe gegen andere Gruppen abzugrenzen. Wie relevant Wimmers oben dargelegte Analyse ist, hat sich auch in unserer Untersuchung der Relevanz ethnischer Identitäten in Tansania und Kenia gezeigt (Weber et al. 2015:27–66). In der Geschichte Kenias zeigt sich ein deutlicher Schwerpunkt auf der Benutzung lokaler Volkssprachen und Codewörter (z. B. „madoada“ [Übersetzung: Flecken] als Verweis auf die ethnische Gruppe der Kikuyu, die in der Rift Valley (Provinz in Kenia) ansässig ist) zur Abgrenzung und ethnischer Grenzziehung. Hinzukommen Zeremonien, bei denen ethnische Gruppen aufgefordert wurden, ihre ethnische Loyalität zu schwören und die traditionelle und für die ethnischen Gruppe relevanten Symbole enthalten (z. B. beinhalteten traditionelle Kikuyu-Schwüre Ziegenfleisch oder auch Erde – als Symbol für das verlorene Land). Tansania – auf der anderen Seite – kann als Beispiel für effektive Sprachpolitik zur Nationenbildung angesehen werden. Nach der Unabhängigkeit des Landes führte die Regierung Suaheli als gemeinsame Sprache für alle Tansanier:innen ein. Die Sprache Suaheli steht für eine Erleichterung der transethnischen Organisation und Entwicklung und wurde zum Eckpfeiler der tansanischen nationalen Identität.

Nicht nur für meine eigene Forschung, sondern für alle, die versuchen, ethnische Phänomene in vergleichender Perspektive zu verstehen und zu erklären, ist Wimmers Buch eine unverzichtbare Lektüre.

Literatur

Alonso, W. / Starr, P. (1987): *The Politics of Numbers*. New York: Russell Sage Foundation.

Billing, M. (1995): *Banal Nationalism*. London: Sage.

Brubaker, R. (1996): *Nationalism Reframed: Nationhood and the National Question in the New Europe*. Cambridge: Cambridge University Press.

Connerton, P. (1989): *How Societies Remember*. Cambridge: Cambridge University Press.

Edensor, T. (2002): *National Identity, Popular Culture and Everyday Life*. London: Routledge.

Hobsbawm, E. / Ranger, T. O. (1983): *The Invention of Tradition*. Cambridge: Cambridge University Press.

Kymlicka, W. / Grin, F. (2003): Assessing the Politics of Diversity in Transition Countries. In: Daftary, F. / Grin, F. (Hrsg.): *Nation-Building, Ethnicity and Language Politics in Transition Countries*. Budapest: Local Government and Public Service Reform Initiative, S. 1–28.

Laitin, D. D. (1992): *Language Repertoires and State Construction in Africa*. Cambridge: Cambridge University Press.

Weber, A. / Hiers, W. / Flesken, A. (2015): *Politicized Ethnicity: A Comparative Perspective*. New York: Palgrave Macmillan.



Zeynep Aycan /
Rabindra N Kanungo / Manuel Mendonca (2014): *Organizations and Management in Cross-Cultural Context*. London: Sage.

Adelheid Iken

Das Lehrbuch von Zeynep Aycan, Rabindra N Kanungo und Manuel Mendonca ist mittlerweile etwas in die Jahre gekommen und doch hat es nichts von seiner Relevanz verloren. Ein Grund dafür ist, dass es sich von Texten abhebt, die das interkulturelle und internationale Management in den Fokus rücken und sich dem Thema nähern, indem sie Ländervergleiche anhand von Kulturdimensionen wie Machtdistanz und Unsicherheitsvermeidung anstellen und dann die Auswirkungen dieser Unterschiede auf ein breites Spektrum von Verhaltensweisen und organisatorischen Fragen beschreiben und diskutieren.

Stattdessen führen Aycan et al. ihre Leser und Leserinnen, und hier werden vor allem Studierende aus dem Grundstudium und in MBA-Programmen angesprochen, in verschiedene Themenbereiche des interkulturellen Managements ein. Dazu gehören unter anderem Arbeitsmotivation, Kommunikation und Konfliktmanagement, Führung, Teamarbeit und Human Resource Management. Jedes Kapitel beginnt mit einer Einführung in die wichtigsten theoretischen Grundlagen des zu behandelnden Inhaltsbereichs, auf den dann eine Diskussion über die praktische Umsetzung und Anwendbarkeit folgt. Diese Diskussion wird vorbereitet, indem Leser und Leserinnen aufgefordert werden, die Ansätze praxisnah und relevant auf eine Reihe von Fallstudien anzuwenden. Auch bei den Fallstudien ist der Fokus nicht auf Länder oder regionale Cluster gelegt, denen dann bestimmte kulturelle Merkmale zugeschrieben

werden, sondern Zeynap Aycan und ihre Mitautoren zeigen in erster Linie auf, wie unterschiedliche soziale Praktiken in verschiedenen Arbeitskonstellationen zum Tragen kommen können.

Dies ermöglicht es, sich in der Diskussion mit Studierenden mit den jeweiligen Themen in einem spezifischen Zusammenhang auseinanderzusetzen. Durch diese Herangehensweise wird der Tatsache Rechnung getragen, dass Management nicht nur im Kontext einer vielfältigen Belegschaft stattfindet, sondern auch in einem interkulturellen und globalen Umfeld, das durch zunehmende Vernetzung, Komplexität und durch ständige Veränderungen gekennzeichnet ist. Die Autorin und die Autoren gehen dabei davon aus, dass auch Organisationen einem fortlaufenden Wandel unterworfen sind und ein Unternehmen, das sich dem Lernen verpflichtet, gut darauf vorbereitet ist, mit neuen Herausforderungen umzugehen.

Der Blickwinkel des Lernens spiegelt sich auch in der Herangehensweise wider, die von dem Motto geprägt ist „We hope to give our readers *some fish to eat*, but also teach them *how to fish*.“ (xi, Hervorhebung im Original). Neben dem theoretischen Überblick und den Fallbeispielen werden die Studierenden ermutigt und angeregt, ihre eigenen Einsichten und interkulturellen Erfahrungen einzubringen und damit anzuerkennen, dass ein wichtiger Aspekt des Lernens die Reflexion an sich und die Selbstreflexion im Besonderen ist. So gibt es Aufgaben, Übungen und Tests, durch die z. B. die Möglichkeit gegeben ist, eigene Präferenzen in Bezug auf Teamarbeit oder Arbeitsmotivation auszuloten und damit zur Selbstreflexion anzuleiten.

Die Autorin Aycan Zeynap hat einen Lehrstuhl für Psychologie und Management an der Kok Universität in Istanbul inne und Rabindra N Kanugo war vor seiner Emeritierung Professor für Organisational Behaviour an der McGill Universität in Montreal, Kanada. Manuel Mendonça ist ein außerordent-

licher Professor der McGill Universität in Montreal und hatte vor seiner Lehrtätigkeit Aufsichtsrats- und Managementpositionen in der petrochemischen und elektrischen Industrie in Indien in den Bereichen Personal, Arbeitsbeziehungen und Managemententwicklung inne. Die damit verbundenen praktischen Erfahrungen und Kenntnisse spiegeln sich auch im vorliegenden Lehrbuch wider.

Das Buch ist aufgrund seiner Struktur und Herangehensweise vor allem ein Arbeitsbuch, das ganz flexibel eingesetzt werden kann. Je nach Wissensstand und Zusammensetzung der Studierendengruppe können die theoretischen Ansätze als Einführung gelesen werden; genauso ist aber auch möglich, die Fallbeispiele und Übungen herauszulösen oder sich auf einige Themenbereiche zu konzentrieren.

Dass dem Lehrbuch eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Kulturbegriff und dem Verständnis von „cross-cultural management“ fehlt, mag als Manko wahrgenommen werden und daran liegen, dass sowohl Aycan als auch Kanugo und Mendonça sich eher im Management und der Psychologie verorten. Der Aufbau und die Herangehensweise des Buches eröffnen aber die Möglichkeit und sind eine gute Grundlage dafür, sowohl den von Bolten (2014) geförderten Ansatz des erweiterten Kulturbegriffs als auch den Ansatz der Netzwerkanalyse sozialer Beziehungen voranzustellen und als Rahmen für die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Themen in den Unterricht einzuführen.

Literatur

Bolten, J. (2014): Reziprozität, Relationalität und Mehrwertigkeit. Ein Plädoyer für einen holistischen Kulturbegriff. In: Eidukevičienė, R. / Johanning-Radžienė, A. (Hrsg.): *Interkulturelle Aspekte der deutsch-litauischen Wirtschaftskommunikation*. München: Iudicium, S. 18–39.



Kathryn
Sorrells (2020).

Intercultural Communication. Globalization and Social Justice. Thousand Oaks, California: Sage.

Emilian Franco

„Globalization: Complex web of forces and factors that bring people, cultures, cultural products, and markets, as well as beliefs and practices, into increasingly greater proximity to and interrelationships with one another within inequitable relations of power“. (Sorrells 2020a:304)

Während meines Masterstudiums der Interkulturellen Kommunikation (IKK) an der Ludwig-Maximilians-Universität leitete ich meine Hausarbeiten gerne mit dem Verweis auf zunehmende Flieh- und Beschleunigungskräfte in einer globalisierten Welt ein. Globalisierung galt als die zugkräftigste Mastererzählung und das Paradigma schlechthin. Als Kind der 1990er Jahre fand ich mich ganz dem Zeitgeist eingebettet und zugetan, der die Welt in Prozessen der „Enträumlichung, Entgrenzung bzw. Entterritorialisierung“ (Schroer 2022:398) begriff.

Auch die interkulturelle Kommunikationsforschung lässt sich innerhalb des Globalisierungsparadigmas verorten, zu dessen Ausdifferenzierung sie beitrug. Die Figuren auf dieser paradigmatischen Bühne werden als „Kosmopoliten“ (Hanerz 2004) und „Sojourner“ (Moosmüller 2003) skizziert, die Konzepte entfalten sich zwischen interkultureller Kompetenz (Deardorff 2006) und Diversitätsmanagement (Franken 2015), während Makrotheorien die schwer greifbare globale Kulturalität unter vergleichenden Kulturdimensionen (Hofstede 1980) oder mit einer kulturübergreifenden *Hidden Dimension* (Hall 1966) zu fassen versuchen.

Im Kontext der Globalisierung wird Kultur aber auch als Ressource „con-

ceptualized, experienced, exploited, and mobilized [...] (Sorrells 2020a:35). So notiert es Kathryn Sorrells in ihrem 2012 erstmals veröffentlichten Lehrbuch *Intercultural Communication: Globalization and Social Justice* und eröffnete mir damals den Blick auf den Zusammenhang zwischen Globalisierung, Kultur und Macht. Die Anschlussfähigkeit des Textes für den noch unbelesenen Studenten liegt schon im Ziel Sorrells begründet, „a new kind of introductory text for the undergraduate intercultural communication course“ (2012:14) zu kreieren. Dieser Anspruch erhält sich über die zweite Auflage (Sorrells 2015) bis hin zur aktuellen Ausgabe, erschienen 2020, welcher dieser Beitrag gewidmet ist.

Sorrells begründet schon mit der Erstausgabe ihr Werk im Paradigma der *Critical Intercultural Communication*. Dabei schließt sie vor allem an das zuvor erschienene *Handbook of Critical Intercultural Communication* von Nakayama und Halualani (2010) an und bezieht sich explizit auf Stuart Halls (1997) Arbeiten zu Identität und Repräsentation. Dementsprechend fußt Sorrells Kulturverständnis auf einem machtkritischen Theoriefundament, welches die Welt als Schauplatz problematischer Machtphänomene, -effekte und -kämpfe begreift.

Beim Versuch, den Kulturbegriff zu klären, geht sie zunächst gewissenhaft auf die anthropologischen Traditionslinien der interkulturellen Kommunikationsforschung ein, indem sie von Edward T. Hall (1956, 1966) und Clifford Geertz (1973) ausgehend Kultur als „a site of shared meaning“ (Sorrells 2020a:5) definiert. Von diesem semiotischen Kulturansatz führt Sorrells direkt über zur komplementierenden Perspektive der *Cultural Studies* und hier wird verständlich, wie Kultur als Ort aber auch als diskursives Konstrukt in kontinuierlicher Aushandlung und „contestation“ (6) zu verstehen sei. Interkulturelle Begegnungen zeigen sich bei Sorrells darauf aufbauend als „sites where cultural differences, power, privilege, and positionality

are negotiated, translated, and transformed“ (129).

Um diese Begegnungen, Orte und Aus-handlungen greifbar zu machen, verfolgt Sorrells im weiteren Verlauf ein „multi-level framework“, welches drei korrespondierende Ebenen unterscheidet: “(1) the micro (individual level), (2) the meso (intermediate, group-based level), and (3) the macro (broad economic–political level)” (20). Die Kapitel des Lehrbuchs folgen laut ihr einem beinahe leiblichen Rhythmus des “breathing in and breathing out”, beginnend bei generalisierten Theoriemodellen hin zu partikularen Betrachtungen individueller Schicksale. Sorrells beschreibt ihr Vorgehen auch mit dem “zooming in and zooming out on a Google map” (20), ein Ansatz, der sich auch im deutschsprachigen Raum wiederfindet (Bolten 2016).

Wissbegierige Studierende treffen solchermaßen theoretisch und didaktisch eingestimmt beispielsweise auf die – „Yo! Whaz up?“ (62) – HipHop Kultur. Diese wird von Sorrells historisch und kulturell verortet (*breathing in*) und durch die theoretischen Klammern des Sozialkonstruktivismus nach Berger und Luckmann (1966) sowie de Saussures (1960) semiotischen Ansatz eingefasst (*breathing out*). Daraufhin (*breathing in*) werden die Lesenden mit Erkenntnissen aus feministischen und postkolonialen Theorien konfrontiert, um zu beleuchten, wie Geschlecht, *race* und Klasse sozial konstruiert werden und in Kommunikationssituationen reproduktiv (und diskriminierend) hineinwirken können. Schließlich (*breathing out*) lernen wir ein paar „Hip Hopper“ kennen, z. B. „Darren Dickerson, who identifies as Black“ oder „Sun Yu Young, who is Korean American“ (84). Anhand der persönlichen Hintergründe und *critical incidents* (*zooming in*) gibt das Buch Einblicke in die tatsächlich gelebten *gender*, *race* und *class* Identitäten sowie die multiplen Aus-handlungsprozesse, die durch Hip Hop eine umkämpfte Bühne finden. Sorrells fasst zusammen (*zooming out*):

“[W]e need to see how hip hop culture is both a site of inclusion across racial and cultural groups and a site where exclusion based on gender and sexuality occurs. Hip hop is both a space of empowerment and a space where oppressive and exploitative conditions are enacted and performed”. (85)

Interkulturelle Kommunikation situiert uns im Kontext der Globalisierung inmitten komplexer und chaotischer Spannungsfelder. Das Lehrbuch widmet sich dieser vielschichtigen Modi und nimmt darum mitunter selbst „messy“ Züge an: zwischen „Racial Difference“, „Intercultural Relationships“, „Religious Fundamentalism“ und „South Bronx“ mag dem/der Studierenden irgendwann durchaus der Kopf rauchen. Sorrells positioniert ihr Werk zudem an kanonischen Bruchstellen, an der sich positivistisch-interpretative bis hin zu dekonstruktivistisch-machtkritische Positionen begegnen. Darum haben Hofstede (1980) Kulturdimensionen darin ebenso Platz wie Freire (1998) Befreiungspädagogik oder Halualanis (et al. 2004) rassismuskritische Perspektive. Sorrells Verdienst ist es, die Vielzahl an Theorien, Bezügen und Paradigmen zu ordnen, zu synchronisieren und unter dem Brennglas der sozialen Gerechtigkeit neu zu bündeln:

“[The] critical social justice approach [...] provides a framework to create a more equitable and socially just world through communication”. (XIII)

Sorrells Vision sozialer Gerechtigkeit beinhaltet eine faire Verteilungen von Ressourcen, bei der die beteiligten sozialen Akteure in demokratischen, partizipatorischen und inklusiven Erfahrungsräumen füreinander in Verantwortung treten. Damit dieses Unterfangen mit globalem Anspruch gelingen kann, plädiert Sorrells für die Einübung einer interkulturellen Kommunikationspraxis:

“Through six interrelated points of entry— (1) inquiry, (2) framing, (3) positioning, (4) dialogue, (5) reflection, and (6) action—intercultural praxis uses our multifaceted identity positions and shifting

access to privilege and power to develop our consciousness, imagine alternatives, and build alliances in our struggles for social responsibility and social justice.” (Sorrells 2020a: XIV)

In ihrem Beitrag für das *Routledge Handbook of Language and Intercultural Communication* vertieft Sorrells den Ansatz des „activist turn“ (2020b:387), der die theoretischen Linien der interkulturellen Kommunikation in einer Hinwendung zur praktischen Lebensrealität fruchtbar machen soll. Das sechststufige, zirkuläre „intercultural praxis model“ stellt dabei das Kernstück ihres Denkens sowie des Lehrbuchs dar.

Daran, dass es einer interkulturellen Praxis mehr denn je bedarf, lässt Sorrells keinen Zweifel. Neben das Globalisierungsnarrativ der fortwährenden Beschleunigung, Vernetzung und interkulturellen Annäherung setzt sie Kontrapunkte der Entschleunigung, Radikalisierung und eines kulturellen Drifts. Hier wird der „struggle to survive for non-american cultures“ (84) ebenso thematisiert wie die Macht globalisierter Medienkonglomerate und Social Media Plattformen. Während noch in der zweiten Auflage die Demokratisierungspotentiale von Social Media unter Bezugnahme auf kollektive Proteste während des sogenannten Arabischen Frühlings betont werden (Sorrells 2016:227), zeichnet die jüngste Auflage ein ernüchterndes Bild von neu-aufkeimendem Ethnonationalismus in Europa, Indien und den USA (46ff.), Desinformationskampagnen („fake news“, 142) und Tendenzen politischer Polarisierung und Isolierung.

Dementsprechend befinden wir uns nach Sorrells an einem retardierenden Moment („backlash“, 2) der Globalisierungserzählung, der von Befangenheit, Stagnation, Verwurzelung und Radikalisierung geprägt ist. Phantasmagorien der Globalisierung wandeln als Schatten fundamentalistischer Glaubensauslegungen, rassistisch instrumentalisierten Coronaviren und nationalistischer Kriegsbe-

gründungen durch das Lehrbuch. Die Studierenden werden dadurch drängender denn je gemahnt, die interkulturelle Praxis mit Leben zu füllen und als *Global Citizens* einen aktiven Part im Bemühen um soziale Gerechtigkeit einzunehmen.

Literatur

Berger, P. L. / Luckmann, T. (1966): *The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge*. New York, NY: Doubleday.

Bolten, J. (2016): Interkulturelle Trainings neu denken. *interculture journal. Online-Zeitschrift für interkulturelle Studien*, 15(26), S. 75–91.

Deardorff, D. K. (2006): The identification and assessment of intercultural competence. *Journal of Studies in International Education*, 10(3), S. 241–266.

Franken, S. (2015): *Personal: Diversity Management*. Wiesbaden: Gabler.

Freire, P. (1998): *Pedagogy of Freedom: Ethics, Democracy, and Civic Courage*. Lanham, MD: Rowman & Littlefield.

Geertz, G. (1973): *The Interpretation of Culture: Selected Essays*. New York, NY: Basic Books.

Hall, E. T. (1959): *The Silent Language*. New York, NY: Doubleday.

Hall, E. T. (1966): *The Hidden Dimension*. New York, NY: Doubleday.

Hall, S. (Hrsg.) (1997): *Representation: Cultural Representations and Signifying Practices*. Thousand Oaks: SAGE.

Halualani, R. T. / Chitgopekar, A. / Morrison, J. H. T. A. / Dodge, P. S. (2004): Who’s interacting? And what are they talking about? Intercultural contact and interaction among multicultural university students. *International Journal of Intercultural Relations*, 28(5), S. 353–372.

Hannerz, U. (2004): Kosmopoliten und Sesshafte in der Weltkultur. In: Merz-Benz, P.-U. / Wagner, G. (Hrsg.): *Der Fremde als sozialer Typus*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH, S. 139–162.

Hofstede, G. (1980): *Culture's Consequences. International Differences in Work-Related Values*. Beverly Hills, CA: SAGE.

Nakayama, T. K. / Halualani, R. T. (Hrsg.) (2010): *The Handbook of Critical Intercultural Communication*. New York: Wiley-Blackwell.

Martin, J. N. / Nakayama, T. K. (2004): *Intercultural Communication in Contexts*. Boston, MA: McGraw-Hill.

Moosmüller, A. (2003): Expatriates in Japan. Die interkulturelle Herausforderung. In: Dorow, W. / Groenewald, H. (Hrsg.): *Personalwirtschaftlicher Wandel in Japan*. Wiesbaden: Gabler.

Saussure, F. de (1960): *Course in General Linguistics*. London, UK: Peter Owen.

Schroer, M. (2022): *Geosozologie. Die Erde als Raum des Lebens*. Berlin: Suhrkamp.

Sorrells, K. (¹2012): *Intercultural Communication. Globalization and Social Justice*. Thousand Oaks, CA: SAGE.

Sorrells, K. (²2015): *Intercultural Communication. Globalization and Social Justice*. Thousand Oaks, CA: SAGE.

Sorrells, K. (³2020a): *Intercultural Communication. Globalization and Social Justice*. Thousand Oaks, California: Sage.

Sorrells, K. (2020b): Social justice, diversity, and intercultural–global citizenship education in the global context. In: Jackson, J. (Hrsg.): *The Routledge Handbook of Language and Intercultural Communication*. London: Routledge.

Autor*innen

Barmeyer, Christoph

Dr. Christoph Barmeyer ist Inhaber des Lehrstuhls für Interkulturelle Kommunikation, Universität Passau und stellvertretender Leiter der BA- und MA-Studiengänge Kulturwirt. Er studierte Diplom-Kulturwirtschaft an der Universität Passau und Management-Science an der HEC Montréal, promovierte an der Universität des Saarlandes zum Thema „Interkulturelles Management und Lernstile“ und war von 2000 bis 2008 Maître de Conférences an der Universität Straßburg. In Lehre und Forschung beschäftigt er sich mit konstruktiver interkultureller Organisationsforschung, dem internationalen Transfer von Managementpraktiken und den Ressourcen bikultureller migrantischer Unternehmer.

Busch, Dominic

Dr. Dominic Busch ist Professor für interkulturelle Kommunikation und Konfliktforschung an der Universität der Bundeswehr München. 2004 hat er an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) zum Thema interkulturelle Mediation promoviert. Von 2006 bis 2011 war er dort Juniorprofessor für interkulturelle Kommunikation. In seiner Forschung richtet Dominic Busch einen diskursanalytischen Blick auf die Inhalte wissenschaftlicher Diskurse. So interessiert ihn beispielsweise, wie Gesellschaften ethische Erwartungen in den Umgang mit Interkulturalität hineinprojizieren) und wie Kulturbegriffe in der Mediationsforschung verwendet werden, um daraus unterschiedliche Konzepte von interkultureller Mediation zu konstruieren. Dominic Busch ist Herausgeber des Routledge Handbook of Intercultural Mediation (2003).

Fetscher, Doris

Dr. Doris Fetscher ist seit 2008 Professorin für Interkulturelles Training mit dem Schwerpunkt Romanischer Kulturraum und International Business Administration an der Westsächsischen

Hochschule Zwickau. Sie studierte Romanische Literaturwissenschaft und Deutsch als Zweit- und Fremdsprache an den Universitäten Augsburg, Montpellier und Bologna. 2002 wurde sie an der Universität Augsburg promoviert. Von 2002 bis 2008 war sie Assistentin am Lehrstuhl für Deutsche Philologie/Deutsch als Zweit- und Fremdsprache an der Universität Augsburg. Forschungsschwerpunkte: Interkulturelle Virtuelle Kommunikation, Interkulturelle Pragmatik, Critical Incident Narrationen in der Interkulturellen Lehre.

Franco, Emilian

Emilian Franco (M.A.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Interkulturelle Kommunikation und Konfliktforschung an der Universität der Bundeswehr München. Er hat einen BA in Theater- und Medienwissenschaft sowie Politikwissenschaft von der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und einen MA in Interkultureller Kommunikation von der Ludwig-Maximilians-Universität München. Im Rahmen seiner Doktorarbeit führt er derzeit eine ethnografische Feldstudie in einem Labor für künstliche Intelligenz (KI) in São Paulo, Brasilien, durch. Er forscht zudem im Kontext der Open-Source-Software Community und interessiert sich für post-qualitative Methoden.

Frisch, Julia

Dr. Julia Frisch leitet die Stabstelle für Interkulturelle Kommunikation und Deutsch als Fremdsprache an der htw saar. Sie hat nach ihrem Studium in Saarbrücken und Versailles an der Universität des Saarlandes zu interkulturellen Herausforderungen grenzüberschreitender Zusammenarbeit von Organisationen am Beispiel von Gewerkschaften promoviert. Seitdem arbeitet sie vor allem zu folgenden Themen: Interkulturelle Zusammenarbeit in Organisationen, Europabildung an Schulen und Hochschulen sowie kulturelle Normative und Narrative in Bildungskontexten.

Grosskopf, Sina

Sina Grosskopf (M.Sc.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Lehrstuhl für Interkulturelle Kommunikation. Sie studierte Europastudien, Kulturwirtschaft, sowie Business Administration an der Universität Passau und der Universidad del Salvador in Buenos Aires. Sie beschäftigt sich mit sozialwissenschaftlichen Paradigmen, Migranten als multikulturelle Individuen, die organisationale Routinen aufbrechen, sowie mit migrantischem Unternehmertum.

Heitmann, Stephanie

Stephanie Heitmann (M.A.) hat Psychologie und Philosophie an der JMU Würzburg, dem King's College London und der Universität von Damaskus studiert. Seit September 2020 ist sie als Doktorandin und Lehrbeauftragte im Fachbereich Interkulturelle Wirtschaftskommunikation der Friedrich-Schiller-Universität Jena tätig. Ihre Forschungsinteressen liegen im Bereich der Sozialen Kognition, der Organisationsforschung und der Politischen Theorie. Sie ist Mitglied des Schumpeter-Zentrums zur Erforschung des sozialen und ökonomischen Wandels (JSEC) sowie der European Group of Organization Studies (EGOS).

Hiller, Gundula Gwenn

Dr. Gundula Gwenn Hiller ist Professorin für Beratungswissenschaften mit Schwerpunkt Interkulturelle Kompetenz und Migration an der Hochschule der Bundesagentur für Arbeit in Mannheim. Sie lehrt in mehreren Studiengängen im In- und Ausland und gibt Fortbildungen im Bereich Diversität, interkulturelle Kommunikation, kultur- & diversitysensible Sprache und emotionale Intelligenz. Sie bildet interkulturelle Trainer:innen für Hochschulen aus und forscht zu kultur- & diversitysensibler Beratung. Darüber hinaus hat sie eine Reihe von interkulturellen Fallsammlungen herausgegeben.

Hinnenkamp, Volker

Dr. Volker Hinnenkamp, Professor im Ruhestand, lehrte von 2002 bis 2019 Interkulturelle Kommunikation im internationalen Masterstudiengang „Intercultural Communication and European Studies“ am Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften der Hochschule Fulda. Aus linguistischer und soziologischer Perspektive forschte er neben der Praxis und Theorie interkultureller Kommunikation zu Themen wie Mehrsprachigkeit unter Migrationsbedingungen und zu Missverständnissen in der Alltagskommunikation.

Iken, Adelheid

Dr. Adelheid Iken ist Professorin für Interkulturelle Kommunikation am Department Wirtschaft der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg (HAW). Sie war viele Jahre im Ausland tätig, unter anderem für den Deutschen Entwicklungsdienst (DED) in verschiedenen Ländern Afrikas und in der Mongolei.

Kreß, Beatrix

Dr. Beatrix Kreß ist seit 2014 Professorin für Interkulturelle Kommunikation an der Universität Hildesheim. Nach einem Studium der Slawistik (Ost- und Westslawistik) sowie Germanistik an der Goethe Universität Frankfurt am Main mit Studienaufenthalten in St. Petersburg und Prag wurde sie im Fach Sprachwissenschaft zum Thema der Konfliktgespräche im Russischen und Tschechischen promoviert. 2012 vertrat sie die Professur für Interkulturelle Kommunikation an der Technischen Universität Chemnitz. Von 2009 bis 2013 war sie Juniorprofessorin für Interkulturelle Kommunikation in Slawischen Ländern an der Universität Hildesheim. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Pragmatik/Soziolinguistik, der Text- und Diskursanalyse, der politischen Kommunikation sowie der medialen Kommunikation.

Lenahan, Fergal

PD Dr. Fergal Lenahan ist Principal Investigator an dem BMBF-finanzierten Forschungsprojekt „ReDICO: Researching Digital Interculturality Co-operatively“ (2020–2024). Er hat eine Monographie zur Europa-Idee in Deutschland, Großbritannien und Irland, *Intellectuals and Europe* (2014), und eine Monographie zu Wahrnehmungen von Irland in Deutschland, *Stereotypes, Ideology and Foreign Correspondents* (2016), verfasst. Im Jahr 2021 war er Mitherausgeber von *Reclaiming the European Street*, den gesammelten Reden und Essays des Dichters, Soziologen, öffentlichen Intellektuellen und irischen Staatspräsidenten Michael D. Higgins.

Lietz, Roman

Dr. Roman Lietz ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Arbeitsbereich Interkulturelle Kommunikation an der JGU Mainz. Er hat bis 2008 Spanisch, Interkulturelle Wirtschaftskommunikation und Wirtschaftswissenschaften an der FSU Jena studiert und wurde ebendort promoviert. Nach praktischen Berufsstationen in der Integrationsarbeit, ist er seit 2014 in der Wissenschaft tätig. Seine Schwerpunkte liegen in den Bereichen Integration / Teilhabe und digitale Interkulturalität.

Lüsebrink, Hans-Jürgen

Dr. Hans-Jürgen Lüsebrink studierte Romanistik und Geschichtswissenschaft an den Universitäten Mainz, Tours und Paris. Von 1993 bis 2018 war er Inhaber des Lehrstuhls für Romanische Kulturwissenschaft und Interkulturelle Kommunikation, seit 01.04.2018 ist er Seniorprofessor an der Universität des Saarlandes. Forschungsschwerpunkte: Theorie der Interkulturellen Kommunikation, Deutsch-französische Kulturbeziehungen, Europäisch-außereuropäischer Kulturtransfer, transkulturelle Dimensionen des Enzyklopädismus im 18. Jh., frankophone Literaturen und Medien außerhalb Europas (insb. Afrika u. Québec). Rezente Buchpublikationen

u. a.: Interkulturelle Kommunikation (4. Aufl. 2016); (Hg. mit U. Dausend und L. Rampeltshammer): Protestbewegungen und Protestkulturen im deutsch-französischen, europäischen und globalen Kontext (2023).

Marschelke, Jan-Christoph

Dr. Jan-Christoph Marschelke ist Akademischer Rat und Geschäftsführer der Forschungsstelle Kultur- und Kollektivwissenschaft der Universität Regensburg. Seine Forschungsschwerpunkte sind kultur- und sozialtheoretische Perspektiven auf Kollektivität, Interkulturalität und Recht. Seine Habilitation befasst sich mit praxeologischen Zugängen zu Kollektivitätstheorien.

Meiser, Anna

Dr. Anna Meiser ist seit Oktober 2021 Professorin am und Leiterin des Instituts für Interkulturelle Kommunikation an der LMU München. Von 2012 bis 2021 Juniorprofessorin am Institut für Ethnologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Gastwissenschaftlerin und Gastdozentin in Ecuador, Mexiko und Polen. Studium der Ethnologie, Katholischen Theologie und Politikwissenschaft. Ihre Forschungsinteressen sind Interkulturalität als Kulturkonzept, Interkulturelle (Hochschul-)Bildung und nicht-„westliche“ Wissenssysteme, Postkolonialismus und Dekolonialität, interreligiöse Dynamiken, kollaborative Forschungsmethoden; regional: Nordwest-Amazonien, Anden, Mexiko, Polen.

Mendes de Oliveira, Milene

Dr. Milene Mendes de Oliveira wurde an der Universität Potsdam in Angewandter Linguistik promoviert und ist derzeit ebendort Wissenschaftlerin im ReDICO-Projekt (Researching Digital Interculturality Co-operatively, 2020–2024). Ihre Forschungsinteressen liegen in den Bereichen (digitale) interkulturelle Kommunikation, Englisch als Lingua franca, soziale Interaktion, interkulturelle Pragmatik und Kommunikation am Arbeitsplatz.

Moosmüller, Alois

Dr. Alois Moosmüller, Professor im Ruhestand, habilitierte in Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation an der Universität Fribourg, Schweiz. Von 1997 bis 2018 leitete er das Institut für Interkulturelle Kommunikation an der LMU München. Von 1992 bis 1997 war er Dozent an der Keio-Universität in Tokyo. Er betreibt Forschung zur interkulturellen Zusammenarbeit in deutschen und US-amerikanischen Unternehmen in Japan. Forschungsaufenthalte führten ihn nach Indonesien und in die USA. Forschungsschwerpunkte: Akkulturation, Diaspora, internationale Mobilität in beruflichen Kontexten und Organisationsethnologie.

Nazarkiewicz, Kirsten

Dr. Kirsten Nazarkiewicz ist Professorin für Interkulturelle Kommunikation an der Hochschule Fulda. Sie studierte Soziologie, Volkswirtschaftslehre und Psychologie an der JWG-Universität in Frankfurt und der JL-Universität in Gießen sowie Erwachsenenpädagogik (M.A.) an der TU Kaiserslautern. Sie promovierte über Interkulturelles Lernen als Gesprächsarbeit. In ihrer Berufstätigkeit hatte sie stets mit Interkulturalität zu tun, zunächst für 13 Jahre als Flugbegleiterin und Purser im weltweiten Flugdienst und bis zu ihrer Berufung 2017 als selbständige Organisationsberaterin, Trainerin und Coach mit eigener Firma.

Ringeisen, Tobias

Dr. Tobias Ringeisen ist Professor für Angewandte Psychologie an der Berlin School of Economics and Law. Er beschäftigt sich in Forschung und Praxis mit der Förderung und Diagnostik von berufsrelevanten Kompetenzen. Sein besonderes Interesse gilt lernbegleitenden Emotionen und der Bedeutung von Diversität. Nach dem Studium der Psychologie hat er u. a. am Boston College und der Bergischen Universität Wuppertal geforscht und war als Personalentwickler, Consultant und Trainer in Wirtschaft und Verwaltung tätig. Von 2020 bis 2022

fungierte er als Präsident der Stress, Trauma, Anxiety, and Resilience Society.

Schlickau, Stephan

Dr. Stephan Schlickau ist Professor für Interkulturelle Kommunikation an der Universität Hildesheim. Er studierte Linguistik des Deutschen und des Englischen an der Universität Dortmund und wurde im Rahmen eines DFG-Graduiertenkollegs (Freiburg) zu Moderationsstrategien im deutschen und englischen Rundfunk promoviert. Seine Assistentenzeit verbrachte er am Englischen Seminar der Universität Basel sowie am Institut für Deutsch als Fremdsprache der Universität München. Dort habilitierte er mit einer Arbeit zum Einsatz digitaler Medien in der Sprach- und Kulturvermittlung. 2009 wurde er Gründungsdirektor des Instituts für Interkulturelle Kommunikation an der Universität Hildesheim. Forschungsinteressen: Institutionelle und interkulturelle Kommunikation, Sprache in den Medien.

Schubert, Saskia

Saskia Schubert (M.Sc.) ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Angewandte Psychologie an der Berlin School of Economics and Law und Doktorandin an der Charité Universität Berlin. Ihre Themenschwerpunkte umfassen Interkulturalität und Empathie- sowie Einstellungsforschung, im Speziellen Wahrnehmungen und Einstellungen Deutscher gegenüber Geflüchteten. Nach ihrem Masterstudium im Bereich Personalmanagement war und ist sie außerdem als Trainerin und in der Hochschullehre tätig.

Strewe, Bettina

Dr. Bettina Strewe studierte Slavistik, Romanistik, Sprachwissenschaft, Erziehungswissenschaften und Erwachsenenbildung. Sie lehrte und forschte mehrere Jahre an deutschen Hochschulen und war von 1997 bis 2002 in Ost- und Südosteuropa sowie Mittelasien als Projektleiterin im Bildungsmanagement, in der Erwachsenenbildung und der

Entwicklungszusammenarbeit tätig. Seit 2003 beschäftigt sie sich mit der Vermittlung interkultureller Kompetenzen an Hochschulen und in der Weiterbildung Erwachsener. Ihre Schwerpunkte sind interkulturelle Kommunikation, interkulturelles Lernen, Qualitätsstandards in interkulturellen Lernaktivitäten.

Stroßschneider, Stefan

Dr. Stefan Stroßschneider studierte Geschichte und Psychologie in München und Bamberg. Er war wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Projektgruppe Kognitive Anthropologie der Max-Planck-Gesellschaft und am Institut für Theoretische Psychologie der Universität Bamberg. Seit 2005 ist er Professor für Interkulturelle Kommunikation an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. 2013 gründete er die „Forschungsstelle interkulturelle und komplexe Arbeitswelten (FinkA)“. Er war zudem Mitarbeiter in verschiedenen maritimen Forschungsprojekten. Seine Forschungsschwerpunkte sind Interkulturelle Teamarbeit, Affiliation und Psychological Safety sowie die Entwicklung und Evaluation handlungsorientierter Trainingsformen.

Vatter, Christoph

Dr. Christoph Vatter ist Professor für interkulturelle Wirtschaftskommunikation mit Schwerpunkt Kulturtheorie und Kommunikationsforschung an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Von 2010 bis 2017 war er Juniorprofessor für interkulturelle Kommunikation an der Universität des Saarlandes; Professurvertretungen an der Universität der Bundeswehr München (2013–2014) und der Martin-Luther-Universität Halle (2017–2021). Er studierte Interkulturelle Kommunikation, Romanistik sowie Deutsch als Fremdsprache an der Universität des Saarlandes und der Université Laval (Kanada) und wurde mit einer Arbeit zum Thema Gedächtnismedium Film in einem deutsch-französischen co-tutelle-Verfahren promoviert. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören interkulturelles Lernen, kulturelle Diversität, interkulturelle Medienana-

lyse, Frankophonie, Populärkultur und Erinnerungskulturen.

Weber, Anke

Dr. Anke Weber promovierte an der Universität Zürich in Politikwissenschaft zum Thema „Ethnic Diversity, Clientelistic Resource Distribution, and Politicization: The Impact of Ethnicity on Education in Africa“. Nach beruflichen Stationen als Forschungsreferentin in der Abteilung Ökonometrie und angewandte Statistik der Europäischen Kommission in Italien (JRC) und als Statistikerin bei Eurostat in Luxemburg, ist sie seit 2016 Professorin für Interkulturelle Forschungsmethoden und Statistik an der Hochschule Hamm-Lippstadt und beschäftigt sich in ihrer Forschung insbesondere mit den Auswirkungen von ethnischer und kultureller Vielfalt auf Politik, Bildung und Wirtschaft.

Yildirim-Krannig, Yeliz

Dr. Yeliz Yildirim-Krannig ist Professorin für Interkulturelle Wirtschaftskommunikation am Department Wirtschaft der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Hamburg. Sie hat Soziologie, Interkulturelle Wirtschaftskommunikation und Rechtswissenschaften studiert und promovierte 2013 zum Thema Migration und Kultur an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. In Forschung und Praxis widmet sie sich interkulturellen Begegnungen in Migrationsgesellschaften. Bis 2017 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich Interkulturelle Wirtschaftskommunikation an der Friedrich-Schiller-Universität und interkulturelle Trainerin für den Kontext Migration und Flucht.

interculture journal

jahr
2023

jahrgang
22

ausgabe
38

herausgeber
christoph vatter
dominic busch

url
interculture-journal.com